

Ein gestalttheoretisch orientierter Versuch  
der Explikation und Weiterführung*Günther Kebeck und Manfred Sader*

## 1. Fortschritt und Methodenlehre in der Psychologie

Betrachtet man die Entwicklung in der Psychologie in den letzten 20 Jahren von einer Metaebene aus, so fällt vor allem die *Suche nach einer grundsätzlichen Neuorientierung* auf. Der Zustand der Psychologie als Wissenschaft wird problematisiert, manchmal wird sogar, wie schon einmal in den 20er Jahren bei BÜHLER (1927) und in den 50er Jahren bei WELLEK (1957/1959), von einer "Krise der Psychologie" gesprochen.

Vielen neueren Orientierungsversuchen ist gemeinsam, daß sie die behavioristische Forschungstradition rückblickend als ein einheitliches Paradigma im Sinne von KUHN (1962) rekonstruieren, gegen das es sich abzugrenzen gilt (ob dies berechtigt ist, soll hier nicht diskutiert werden; vgl. hierzu z.B. PALERMO 1971, WARREN 1971, SEEGER 1977, GEOEBEN und SCHEELE 1977, LACINAN, et al 1979, WESTMEYER 1981).

Ihren sprachlichen Ausdruck finden diese Orientierungsversuche in den verschiedenen angekündigten "Wenden", "Perspektiven" und "Orientierungen": die "kognitive Wende" (NEISSER 1967, 1976), die "ökologische Perspektive" (BARKER 1968, KAMINSKI 1976, GRAUMANN 1978, BRONFENBRENNER 1981), die "phänomenologische Orientierung" (GRAUMANN und METRAUX 1977), die "teleonomische Wende" (BISCHOF 1981) und die "humanistische Wende" (VÖLKER 1980).

Konzentriert man sich einmal auf die Auswirkungen dieser z.T. auf ganz unterschiedlichen Ebenen anzusiedelnden Orientierungsversuche auf die Forschungspraxis, so ist der unter dem Sammelbegriff "*Kognitive Psychologie*" sich entwickelnden Forschungstradition ein besonderes Gewicht zuzugestehen.

Die Dominanz geht heute bereits in Teilbereichen (z.B. der Allgemeinen Psychologie) so weit, daß es schon einigen Mutes bedarf, in jedem Fall aber einer expliziten Begründung, sich nicht als "Kognitivist" zu bezeichnen. Daß jedoch auch heute noch ausdrücklich nicht - kognitivistische Ansätze forschungsanregend sein können, zeigen z.B. die Arbeiten von GIBSON (1950, 1966, 1979).

Die Bezeichnung "Kognitive Psychologie" wird dabei meistens in einer Doppelfunktion verwendet: 1) Zur Kennzeichnung eines bestimmten Gegenstandes - bzw. Arbeitsbereiches 'Kognitive Psychologie' als Zentrierung auf die mentalen Prozesse), 2) zur Kennzeichnung einer bestimmten Gegenstandsauffassung ("Kognitive Psychologie" als Zentrierung auf die aktiven und reflexiven Aspekte des untersuchten Individuums). Wenn wir im folgenden von "Kognitiver Psychologie" sprechen, so meinen wir beide Aspekte.

Faßt man die Entwicklung der "Kognitiven Psychologie" bisher nicht inhaltlich, sondern auf einer Metaebene zusammen, so haben sich aufgrund einer veränderten Gegenstandsauffassung vor allem die Forschungsthemen, das Begriffsinventar und die Denkmodelle geändert. Wenn es eine "kognitive Wende" gibt, so handelt es sich bisher vor allem um eine inhaltliche Wende. Was noch weitgehend fehlt, ist die systematische und konstruktive Reflexion den *methodischen* Konsequenzen aus der veränderten Gegenstandsauffassung und die Umsetzung in die Forschungspraxis. Denn letztlich entscheidet der konkrete Versuchsaufbau darüber, welche Erfahrungsdaten zugelassen werden und welche nicht.

Psychologische Methoden werden (im Gegensatz zu psychologischen Theorien) immer noch als Invarianten des Forschungsprozesses verstanden. Ausgehend von der an sich banalen Annahme, daß Fortschritt in der Psychologie auf Dauer immer auch methodischen Fortschritt voraussetzt, ist das Ziel dieser Arbeit, die Orientierungssuche auf der methodologischen Ebene voranzutreiben. Dabei ist weniger eine polemische Reflexion bestehender Ansätze beabsichtigt, als vielmehr ein Entwurf einer psychologischen Methodenlehre, die phänomenologisches und experimentelles Vorgehen in systematischer Weise miteinander verbindet.

In der Fachdiskussion lassen sich heute mindestens drei verschiedene Reflexionsebenen trennen:

- inhaltliche Ebene
- methodologische Ebene
- wissenschaftstheoretische Ebene

"Wissenschaftstheoretiker" sind es gewohnt, losgelöst von den spezifischen Inhalten eines Faches, auf einer Metaebene den Forschungsprozess und die wissenschaftliche Tätigkeit zu reflektieren. Dabei lassen sich ein *normativer* und ein *deskriptiver Aspekt* ihrer Tätigkeiten unterscheiden. WESTMEYER (1979, S. 139) betont, daß die primäre Aufgabe der Wissenschaftstheorie eigentlich die Deskription, die "rationale Rekonstruktion, der für eine Disziplin typischen Aktivitäten und ihrer Ergebnisse" ist.

"Es kann deshalb nicht ihre Aufgabe sein, das Handeln in einer Disziplin, d.h. in einer Wissenschaft oder Technologie, durch Gebote oder Verbote zu regeln oder den Bereich zulässiger Konstruktionen im Vorhinein und durch normative Setzungen einzuschränken; ihre Aufgabe ist vielmehr, die rationale Rekonstruktion, der für eine Disziplin typischen Aktivitäten und ihrer Ergebnisse (1979, S. 139)."

"Daraus folgt im übrigen, daß man von der Wissenschaftstheorie keine fertigen Lösungen für irgendwelche Erkenntnisprobleme erwarten kann, sondern bestenfalls Hilfsmittel, die eine Lösungsfindung wahrscheinlicher machen, indem sie zur Verbesserung des Suchprozesses beitragen (1979, S. 140)."

In der Wahrnehmung der meisten Rezipienten von Wissenschaftstheorie steht demgegenüber der normative Aspekt im Vordergrund. Sie empfinden die Aussagen der Wissenschaftstheoretiker als Forderung für ihre inhaltliche und methodische Arbeit. Wissenschaftstheoretiker ihrerseits geben entsprechend ihrem Selbstverständnis selten konkrete Anregungen für die Realisierung ihrer Vorstellungen.

So kommt es, daß der in Inhaltsbereichen arbeitende Forscher sich zunehmend veränderten Anforderungen ohne Realisierungsvorschläge gegenüber sieht. Sein Interesse ist darüber hinaus häufig begrenzt auf die theoretische Strukturierung eines Problemfeldes und/oder das "Sammeln" empirischer Substanz. Die Gefahr wächst, daß das gegenseitige Ignorieren zur dominanten Strategie im Umgang der beiden "Berufsgruppen" wird. In dieser Arbeit sollen daher die drei oben genannten Reflexionsebenen stärker als bisher üblich miteinander verbunden werden.

## 2. Der Ausgangspunkt: Gestalttheorie

Unsere methodenorientierte Grundsatzdiskussion ist hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen Grundannahmen, der Begriffssprache und des forschungspragmatischen Vorgehens an der Gestalttheorie festgemacht:

Dahinter steht die Auffassung, daß

- die Gestalttheorie hier etwas leisten kann, was über ihren eigenen Rahmen hinaus für die Psychologie und insbesondere die Methodendiskussion nützlich ist
- es andererseits für das Selbstverständnis und die Weiterentwicklung der Gestalttheorie sinnvoll ist, sich einmal ganz ausdrücklich und ausführlicher auf ihre eigenen methodologischen Positionen zu besinnen.

### 2.1. Begriffliche Festlegungen

Bevor dabei voreilig von "ganzheitlichen" oder "gestalttheoretischen" Methoden die Rede sein kann, ist es zweckmäßig, zunächst einen Blick auf das vorhandene Begriffsinventar und den wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund der Ganzheitsdiskussion zu werfen. Ganz allgemein kann man vorab dazu sagen: Unter allen Autoren, die sich etwas gründlicher mit der Abgrenzung der einzelnen Begriffe befaßt haben, herrscht Einigkeit in der Hinsicht, daß es keine Einigkeit

über das Begriffsinventar und seine Verwendung gibt. So beginnt etwa METZGER (1975a) seine Abgrenzung von Gestalttheorie, Systemtheorie und Feldtheorie mit dem lapidaren Satz: "Klare Begriffsbestimmungen gibt es nicht" (1975 a, S.321). Und in der bis heute gründlichsten einschlägigen Begriffsklärung schreibt HERRMANN (1976a, S. 574):

"Die Eigenart der ganzheitlichen psychologischen Begriffsbildung wird verständlicher, wenn man das, was gemeinhin unter dem Namen der Ganzheitspsychologie zusammengefaßt wird, als eine vielschichtige, uneinheitlichwissenschaftsgeschichtliche Entwicklung begreift, die nur im allgemeinsten - zuweilen nur terminologische - Zusammenhänge aufweist."

Im Rahmen dieser Arbeit mag es genügen, sich über den Gebrauch einiger zentraler Begriffe vorab zu verständigen. Für weitergehende begriffliche Unterscheidungen ist vor allem auf HERRMANN (1976 a) zu verweisen.

**Ganzheit und Gestalt.** Es ist naheliegend und auch weitgehend üblich, von der historischen Entwicklung auszugehen und zunächst einmal ganz grob zu unterscheiden zwischen zwei Schulrichtungen, nämlich der genetischen Ganzheitspsychologie als *Leipziger Schule* und der Gestalttheorie im engeren Sinne als *Berliner Schule*. Beide Richtungen werden nach den Universitätsorten bezeichnet, an denen wesentliche Teile der zumal frühen theoretischen und empirischen Substanz entstanden sind. Bei einer solchen Zweiteilung heißt die Selbstkennzeichnung der Berliner Schule "Gestalttheorie", ihr Begriffsinventar wird als "*gestalttheoretisch*" bezeichnet. Begriffsinventar und empirische Substanz der Leipziger Schule werden dementsprechend als "*ganzheitspsychologisch*" charakterisiert. Diese Zweiteilung wird auch von den meisten Autoren akzeptiert, die sich der Gestalttheorie zurechnen, obgleich gelegentlich zur Selbstcharakterisierung auch von Ganzheitlichkeit und ganzheitlichen Ansätzen gesprochen wird.

Aus der Sicht der Leipziger Schule hingegen ist diese Zweiteilung nie akzeptiert worden, stattdessen wurde immer Ganzheitspsychologie dort als der übergreifende Begriff gesehen, Gestalttheorie als ein Teil davon. Bei WELLEK etwa, dem führenden Vertreter der zweiten Generation der Leipziger Schule, ist es lediglich die Aufgabe der Gestaltpsychologie, das Gestalterleben zu erforschen (vgl. 1955, S. 49).

Wir werden uns im folgenden auf die theoretische und empirische Substanz der Gestalttheorie (Berliner Schule) beziehen. Dies erscheint uns für methodologische Erörterungen vor allem deshalb zweckmäßig, weil die empirische Substanz hier wesentlich größer ist und wir vielfach darauf angewiesen sind, die Erörterungen an mehr impliziten Beispielen in der praktischen Verwendung von Methoden als an expliziten Methodendiskussionen festzumachen, die in beiden Schulrichtungen selten sind.

**Gestalttheorie, Gestaltpsychologie.** Diese beiden Begriffe werden teils unterschieden, teils synonym verwendet. Wir gebrauchen im folgenden den in gewisser Hinsicht weiteren Begriff Gestalttheorie, da wir der Ansicht sind, daß diese methodologischen Erörterungen zwar an der Arbeitsweise des Psychologen

aufgewiesen werden, aber auch auf andere Bereiche humanwissenschaftlicher Forschung übertragbar sind (vgl. hierzu vor allem RAUSCH 1979, S. 240 f).

**Kein grundsätzlicher Primat des Ganzen vor den Teilen.** Mit der Einengung auf die Berliner Schule vermeiden wir zugleich auch die methodologisch ungünstige Prämisse der Ganzheitspsychologie Leipziger Schule, wonach der Primat und die Dominanz des Ganzen als durchgängiges Prinzip der Psychologie angenommen wird:

"Die Ganzheitspsychologie bestreitet das Vorhandensein letzter Bausteine und Elemente im Psychischen grundsätzlich, und läßt an ihrer statt bloß Gliedzüge, "Momente" oder "Seiten" mit ganzheitlicher Einbettung gelten, die sich als Ergebnis einer analytischen (zergliedernden) Betrachtung der Erlebnisse aufweisen lassen, nicht aber als selbständige Bestandteile "hypostasiert" (als seiend gesetzt) werden dürfen. Hiernach bedeutet die "Analyse" keine Zerlegung im strengen Sinne, sondern bloß eine Aufweisung solcher Einzelzüge oder Sonderqualitäten im übergreifenden ganzheitlichen Zusammenhang" (WELLEK 1955, S. 63f).

Diese generelle Prämisse wird von der Gestalttheorie abgelehnt. Für sie ist es vielmehr eine Frage der empirischen Ergebnisse, ob im Einzelfall ein phylogenetischer, ontogenetischer oder aktual-genetischer Primat des Ganzen vor den Teilen vorliegt, oder aber nicht gegeben ist.

**Teilaspekte der Gestalttheorie.** Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß Gestalttheorie nicht ein einziger, in sich geschlossener Denkansatz ist,

"sondern aus einer Reihe sehr allgemeiner Ansätze, die freilich miteinander auf engste zusammenhängen ...."

besteht. So hat METZGER (1954) bereits vier Ansätze unterschieden: die Methodenlehre, die Phänomenologie, die "wohl-fundierte Theorie" und die Arbeitshypothese des psychophysischen Ansatzes (1954, S. 13f). In einem Kongreßreferat 1967 schließlich unterscheidet METZGER in einem neuen Ordnungsversuch: den methodologischen, den psychologischen, den psychophysischen, den wissenschafts- bzw. erkenntnistheoretischen und den systemtheoretischen Ansatz (1967, S. 13). Kritische Auseinandersetzungen mit der Gestalttheorie enden häufig in Mißverständnissen, wenn fälschlich ein monolithischer Denkansatz unterstellt wird, faktisch aber nur von Teilaspekten und oft unterschiedlichen - die Rede ist.

Man ähnlicher Absicht unterscheidet HERRMANN (1976 a, S.600 vier Arten von Ganzheitsbegriffen in der Psychologie, nämlich phänomenale, funktionale, methodale und transphänomenale.

2.2. Abgrenzung von einer unzureichenden Auffassung von Ganzheitlichkeit: "Immer-alles-auf-einmal" und "Erklärendes Zauberwort"

Ganzheitlichkeit ist modern, das Streben danach durchzieht als Reaktion auf unsere arbeitsteilige Welt, die hochgradige Spezialisierung und das Fehlen übergreifender Sinnzusammenhänge die Diskussion in vielen Bereichen, so auch in der Psychologie.

Unter methodologischen Aspekten besteht daher dringender Anlaß, sich von zumindest zwei mißverständlichen Auffassungen abzusetzen.

- 1) *Ganzheitlichkeit als extreme Bereichserweiterung.* Geläufig ist die weitgehend unkritische und von expliziten theoretischen Bezügen auf Gestalttheorie völlig freie Verwendung des Begriffs der Ganzheitlichkeit als diffuses Schlagwort für extreme Bereichserweiterung und/oder für die grundsätzliche Integration von Einzelphänomenen in den gesamten raumzeitlichen Kontext. Ganzheitlichkeit meint dann, daß man *immer alle relevanten Variablen gleichzeitig* berücksichtigen müsse und läuft vielfach auf ein Verbot der Zuwendung auf einen einzelnen Sachverhalt hinaus. Dabei wird dann etwa bereits die Wahl von Kapitelüberschriften wie Gedächtnis, Kognition, Motivation oder Wahrnehmung als Ausdruck einer Absage an "ganzheitliches Denken" gesehen (so etwa bei BANNISTER und FRANSELLA 1981, S. 41 f.). Gelegentlich wird sogar für diese Auffassung des "Immer-Alles-auf-einmal", allerdings ohne nähere Belege, die Gestalttheorie in Anspruch genommen. So etwa bei VÖLKER (1980, S. 20).

"Die Gestaltpsychologie hat eine Fülle von Beweisen dafür zusammengetragen, daß an jedem psychischen Prozeß, an jeder Handlung, immer der ganze Mensch beteiligt ist."

Dazu ist zunächst zu sagen, daß diese Auffassung von der Gestalttheorie nicht vertreten wird. Es ist vielmehr eine in jedem Einzelfall empirisch zu klärende Frage, wie die Zusammenhänge zwischen Teilbereichen aussehen. Überdies ließe das Ernstnehmen einer solchen Prämisse auf das Verbot empirischer Forschung schlechthin hinaus: *empirische Forschung setzt in den meisten Fällen voraus, daß wir Teilsachverhalte ausblenden und auch relevante Sachverhalte zeitweilig vernachlässigen* (vgl. auch die Diskussion zum Umgang mit "offenen Systemen" BERTALANFFY 1953).

- 2) *Ganzheitlichkeit als „Erklärendes Zauberwort“.* Noch schiefer und schlimmer steht es mit der falschen Inanspruchnahme der Gestalttheorie dann, wenn die Ganzheitlichkeit des Geschehens als hinreichendes Erklärungsprinzip mißverstanden wird. Auch dies ist nicht Sache der Gestalttheorie, so schon METZGER 1954:

„Ein besonders schlimmes Mißverständnis ist die Meinung, die Ausdrücke ‚Ganzes‘, ‚Ganzheit‘, ‚Gestalt‘ und ‚Struktur‘ seien eine Art von Zauberworten, wie die ‚Entelechie‘ oder das ‚Psychoid‘ der Vitalisten: man nennt das Zauberwort, und alle Rätsel sind gelöst. Es mag genügsame Zeitgenossen geben, die durch den bloßen Hinweis auf die ‚Ganzheit‘ des Lebewesens oder Seele irgendetwas erklärt zu haben glauben. Wenn dies wirklich die Erklärungsweise der Ganzheitspsychologie und Biologie wäre, dann hätten die Kritiker recht, die eine anständigen atomistischen Erklärungsversuch trotz aller seiner zugegebenen Unzulänglichkeiten vorziehen.“ (1954, S. 5)

### 2.3. Gibt es eine *gestalttheoretische Methodenlehre*?

*Explizite und umfassende Darstellungen fehlen.* Wenn man sich darüber informieren will, was denn nun gestalttheoretische Methoden sind und sich dabei auf die einschlägige Literatur beziehen will, so liegt es nahe, nach einem expliziten Kanon über gestalttheoretische Methoden zu suchen. Diese Suche bleibt freilich vergebens: eine thematische und umfassende Ausformulierung eines gestalttheoretisch orientierten Methodenkanons gibt es nicht. Es gibt vielmehr lediglich eine große Anzahl von relativ verstreuten Einzelaussagen zu diesem Thema. Eine gewisse Ausnahme bildet KÖHLER (1933), der sich ausführlich mit der Bedeutung qualitativer Befunde auseinandersetzt.

Die methodologisch orientierten Grundsatzdebatten in der Gestalttheorie sind vielmehr zumeist eine Ebene höher angesiedelt und betreffen die Abkehr von elementaristischen, assoziationspsychologischen Denkmodellen (vgl. bei METZGER 1975a, KÖHLER 1971). Eine solche ausführliche Thematisierung und überzeugende Argumentation innerhalb einer solchen Grundsatzdebatte lag seinerzeit nahe, weil hier in der Psychologie ein grundsätzliches Umdenken erforderlich war und durchgesetzt werden mußte, wobei die neue Verfahrensweise in einigen Punkten dem, was an Vorgehensweise von den Naturwissenschaften tradiert war (Zurückgehen auf die einzelnen Elemente, Zerlegen von Phänomenen in ihre Bestandteile usw.) widersprach.

*Bevorzugung von Gedankenexperimenten und qualitativen Nachweisen in der frühen gestaltpsychologischen Forschung.* Für die Explikation einer konkreten Methodologie in der frühen Gestalttheorie war es außerdem ungünstig, daß die frühen untersuchten Phänomene insbesondere in der optischen Wahrnehmung nicht gerade zu sorgfältiger *quantitativer* Forschung herausforderten, sondern gewissermaßen auf den ersten Blick und unter Plausibilitäts Gesichtspunkten überzeugend waren. So finden wir etwa in der grundsätzlichen Arbeit von WERTHEIMER (1923) zwar eine Menge von unmittelbar einleuchtenden Befunden, aber praktisch nichts über methodische Einzelheiten, wie etwa die Instruktionsgebung an die Versuchsteilnehmer, die Anzahl der Befragten und die konkreten Bedingungen der Versuchsdurchführung. Die Ergebnisse dieser frühen Fragestellungen waren durchweg für den Unbefangenen so überzeugend, daß sich kaum jemand bemüßigt fühlte, den Sachverhalt mit konventionellen, quantitativen Forschungsmethoden anzugehen. WITTE weist mit Recht auf diesen Sachverhalt hin:

"Es ist eben viel zu wenig versucht worden, den WERTHEIMERSchen Feststellungen eine streng funktionale Fassung zu geben." (1962, S. 454).

Noch ungünstiger für die Entwicklung einer Methodologie war es, daß ein nicht unwesentlicher Teil der frühen Beweisführungen sich auf plausible Gedankenexperimente beschränken konnte. So macht etwa RAUSCH (1979, S. 239) auf den Sachverhalt aufmerksam, daß Christian von EHRENFELS (1890) sich in seiner grundlegenden Arbeit nur auf Gedankenexperimente stützt.

*Beispiel konkreter Forschung als Ersatz für explizite Diskussionen.* Ein wesentlicher Teil der konkreten Forschungsmethodologie in der gestalttheoretischen Forschung ist implizit in der faktischen Vorgehensweise der einzelnen Forschungsarbeit enthalten. So ist oft darauf verwiesen worden, daß die Arbeit von WERTHEIMER (1912) bereits alles Wesentliche zur Methodologie gestalttheoretischer Einzelforschung enthält; KOFFKA (1935, S. 407) verweist darauf, daß der beste Zugang zu LEWINS Forschungsmethoden die Lektüre der 144 Seiten der Arbeit von Tamara DEMBO (1931) sei. Ebenso lassen sich weite Strecken von KOFFKAs Lehrbuch von 1935 mit ihrem Wechsel von unvoreingenommener phänomenologischer Betrachtung, theoretischer Diskussion und empirischer Überprüfung als Musterbeispiel gestalttheoretisch orientierter Forschung lesen. Ähnliches gilt in der figuraloptischen Wahrnehmung für das Buch von RAUSCH (1952): die gründliche Durcharbeitung nicht nur der empirischen Einzelbefunde, sondern der ständigen selbstkritischen methodologischen Reflexion ist vermutlich eine bessere Einführung in Forschungsstrategien dieses Bereiches als eine abstrakte Methodologie.

*Allgemeine Desiderate.* Wenn man die gestalttheoretische Literatur systematisch nach konkreten Anweisungen durchforstet, dann findet man eine Reihe von Einzelaussagen, die hier zunächst einmal ohne weitere inhaltliche Diskussion und ohne Berücksichtigung des Stellenwertes zueinander aufgelistet werden sollen:

- man sollte die Gesamtbedingungslage berücksichtigen (METZGER 1975a, S. 320), den Sachverhalt in seiner Einbettung, seiner Rolle, seinem Umfeld, seiner Bedeutung in umfassenden Zusammenhängen sehen (METZGER 1954a, S. 13) also das *Gesamtfeld* berücksichtigen, welches neben Wahrnehmungsgegenständen und Sachverhalten das wahrnehmende und handelnde Subjekt mit einschließt (vgl. hierzu neustens die Diskussion von RAUSCH 1982 zum "doppelten Gesamtfeld").
- man sollte statt willkürlicher Verknüpfungen das sachliche Zueinander, die wechselseitige Gefordertheit, die Verträglichkeit oder Unverträglichkeit der zu vereinigenden Sachverhalte sehen (METZGER 1973, S.320), also die natürlichen kognitiven Einheiten als Ausgliederungsprodukte verstehen (RAUSCH 1979, S. 246). Dies setzt in den meisten Fällen voraus, bei der Analyse eines Phänomens "von oben nach unten" zu gehen.
- neben dem Verhalten sollte das Erleben wieder in höherem Maße Untersuchungsgegenstand werden (RAUSCH 1979, 8.250).
- die qualitative Verfahrensweise und der Erkundungsversuch sollten dabei eine wesentlich größere Rolle spielen (RAUSCH 1979, S. 251).
- obgleich es häufig unangemessen ist, komplexe Gegebenheiten als Zusammensetzungsprodukte zu behandeln, kann es dennoch kein grundsätzliches Zusammensetzungsverbot geben (RAUSCH 1979, S. 244) mit Hinweis etwa auf seine eigene Forschung (1952).

- Varianzen und Invarianzen bei Trennung und Vereinigung sollten gleichermaßen als empirische Befunde gelten und nicht durch ideologische Prämissen vorab festgelegt sein.
- es ist häufig sinnvoll, den Betrachtungsabstand zu variieren: "man wird nie entdecken, daß es solche Dinge wie menschliche Gesichter gibt, wenn man durch Mikroskope schaut" (KOFFKA 1935, S. 319).
- man sollte bei der Analyse auch übergreifende geistesgeschichtliche Zusammenhänge und Beispiele einbeziehen, gewissermaßen auch Platz für CAESAR, SHAKESPEARE und BEETHOVEN lassen (KOFFKA 1935, S. 27).

Diese Forderungen schließen experimentelles Vorgehen nicht aus, sondern beziehen es ausdrücklich ein: es gibt dabei keinen notwendigen Verzicht auf Strenge, Exaktheit und Entscheidbarkeit (METZGER 1954, S. 13).

*Es kann keine speziell gestalttheoretischen Methoden geben.* Es ist sicher kein Zufall, daß es in der reichhaltigen gestalttheoretischen Literatur keine ausgesprochen gestalttheoretisch orientierte Methodendarstellung gibt. Auch die Arbeit von METZGER (1952) "Das Experiment in der Psychologie" will und kann dies nicht leisten: es geht METZGER in dieser Arbeit um die grundsätzliche Verteidigung der experimentellen Vorgehensweise in der Psychologie gegen eine Tendenz in der deutschsprachigen Psychologie jener Zeit, psychologische Experimentalforschung entweder grundsätzlich abzulehnen oder aber wenigstens auf Randgebiete abzurängen. Auch gestalttheoretisch orientierte Psychologie wird mit Experimenten, mit Fragebögen, mit Interviews und Methoden der Inhaltsanalyse genauso arbeiten wie die übrige Forschung. Was es gibt und was im folgenden näher darzustellen ist, ist eine spezifische Herangehensweise an die Fragestellung, ein Arbeitsstil.

### 3. Phasenmodell statt Methodenmonismus

#### 3.1. Zwei nützliche Problemlösemittel: Abstandsvariation und Perspektivenwechsel

"Von dem was Du erkennen willst, mußt Du Abschied nehmen, wenigstens auf eine Zeit. Erst, wenn Du die Stadt verlassen hast, siehst Du, wie hoch sich die Türme über die Häuser erheben" (Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzu Menschliches).

Aus Alltagsbeobachtungen, aber auch aus der Wahrnehmungsforschung wissen wir, daß der Abstand zwischen Beobachter und Gegenstand die Art der Information definiert, die der Betrachter erhält. Das Nietzsche-Zitat macht deutlich, daß es vor allem die zeitweilige Vergrößerung der Distanz ist, die den Erkenntnisprozess vorantreibt. Ebenso wie die Betrachterperspektive sind damit Nähe und Distanz wichtige Erkenntnismittel und können gezielt zu Analyse Zwecken eingesetzt werden. In wissenschaftlichen Problemlöseprozessen ist es häufig gerade der *Wechsel* im Betrachtungsabstand und in der Perspektive, der vor vorschnellen und unnötigen Gegen-

standverkürzungen schützt und neue Anregungen für festgefahrene Problemlöseversuche gibt. Faßt man den Forschungsprozeß im Sinne von DÖRNER (1976) als "dialektisches Problemlösen" auf, so erweisen sich Abstandsvariation und Perspektivewechsel als übergeordnete Problemlösestrategien, die systematischer als bisher bei wissenschaftlichen Problemlöseversuchen eingesetzt werden können.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt einmal die Methodenlehrbücher der Psychologie, so fehlt hier ein Wechsel im Betrachtungsabstand fast völlig. Es findet sich eine deutliche Hinwendung zum einzelnen Versuch als Denkeinheit.

Eine Reihe von Standardwerken stellt die *Beschreibung eines einzelnen Verfahrens*, etwa des Experiments, in den Vordergrund (z.B. ZINNY 1961, SELG 1975, MCGUIGAN 1978). Primäre Zielsetzung ist hier die Anleitung zu einer "handwerklich" sauberen Durchführung der Methode.

Eine zweite Gruppe stellt den *Ablauf des Forschungsprozesses* in den Vordergrund (z.B. BROWN und GHISELLI 1955, UNDERWOOD 1957, NOTTAWA 1977) und versucht einen Überblick von der Erarbeitung der Problemstellung bis hin zur Interpretation der Ergebnisse zu geben.

Eine dritte Gruppe schließlich setzt den Schwerpunkt auf die *Beschreibung der Versuchsanordnungen und ihrer statistischen Auswerteverfahren* (z.B. EDWARDS 1964, LEE 1975, COOK und CAMPBELL 1979). Ebenso wie bei der ersten Gruppe liegt die primäre Zielsetzung hier in der Anleitung zur praktischen Durchführung.

Sicher gibt es eine ganze Reihe von Methodenbüchern, die sich nicht in diese einfache Dreiteilung einordnen lassen. So etwa, wenn anhand ausgewählter inhaltlicher Fragestellungen unterschiedliche Versuchsanordnungen vorgestellt oder besser noch "demonstriert" werden. Schöne Beispiele hierfür sind die "Experimentelle Psychologie in Demonstrationen" von BRUNSWIK (1935) und die "Allgemeine Psychologie in Experimenten" von HECKHAUSEN (1969).

Diese Konzentration auf den Einzelversuch ist unserer Meinung nach heute mehr aus didaktischen als inhaltlichen Überlegungen zu begründen. Zumindest für die Analyse ist, im Gegensatz zur Vermittlung, die Einführung einer zweiten, umfassenderen Betrachtungsebene nützlich. Die Distanz ist hier ein unverzichtbares Erkenntnismittel. Gesucht wird daher nach einer dem Einzelversuch entsprechenden Analyseeinheit für eine umfassendere Betrachtungsebene.

### 3.2. Einzelversuch und Forschungsprogramm

HERRMANN (1976b) hat für diese Analyse aus der Distanz die *Forschungsprogramme* vorgeschlagen. Da die von ihm eingeführten begrifflichen Unterscheidungen auch für die Strukturierung unserer Arbeit nützlich sind, sollen die wesentlichen Annahmen im folgenden dargestellt und hierfür keine neuen Begriffe eingeführt werden.

Die Psychologie läßt sich als ein "Netzwerk" sich wandelnder, institutioneller Problemlöseprozesse (gleich Forschungsprogramme) beschreiben. Ein besonderes Merkmal solcher Forschungsprogramme ist, daß das Zielkriterium zunächst noch unklar ist und sich erst im Forschungsprozeß präzisiert (vgl. "dialektisches Problemlösen" nach DÖRNER 1976). Es

lassen sich zwei von ihrer Zielsetzung und Vorgehensweise grundsätzlich unterschiedliche Typen von Forschungsprogrammen unterscheiden: 1. *Psychologische Domain-Programme* (Typ A): hier wird ein Problemfeld (z.B. Angst oder Pünktlichkeit), das durch einen indisponiblen Kern von Annahmen konstituiert wird (von Angst spreche ich nur, wenn...) mit Hilfe unterschiedlicher Theorien erforscht. Der Wert einer Theorie im reinen von Domain-Programmen bemißt sich nach ihrer Tauglichkeit als Rekonstruktionsmittel für das untersuchte Problemfeld. Kriterien für die Beurteilung einer Theorie sind demnach nicht nur empirische Bewährung, sondern auch Dimensionen wie "Anregungsgehalt" und "heuristische Fruchtbarkeit". 2. *Quasi-paradigmatische Forschungsprogramme* (Typ B): hier ist der Ausgangspunkt nicht das Problemfeld, sondern eine Theoriekonzeption (z.B. Gestalttheorie), die wie ein Problemfeld durch einen Annaherkern konstituiert wird. Die Aufgabe quasi-paradigmatischer Forschungsprogramme ist es zu prüfen, auf welchen Problemfeldern die Theoriekonzeption anwendbar ist. Die Theoriekonzeption selbst wird in ihrem Kern dabei nicht in Frage gestellt.

In der Konzeption von HERRMANN wird die Tauglichkeit von Theorien danach beurteilt, "was sie zur Lösung bestimmter wissenschaftlicher Probleme in bestimmten Problemlösestadien beitragen" (HERRMANN 1979b, S. 197). Eine ähnliche Haltung scheint uns auch Methoden gegenüber sinnvoll. Methoden sind demnach Problemlösemittel, deren Tauglichkeit sich nicht unabhängig von dem jeweiligen Problemfeld und dem bereits vorhandenen Problemlösewissen bestimmen läßt. Den Primat einer Methode kann es daher nicht geben.

Die parallele Verwendung von zwei Analyseebenen (Einzelversuch und Forschungsprogramm) bringt unserer Meinung nach für eine Methodendiskussion u.a. folgenden Vorteil: Was auf der Ebene der Einzelversuche als Gegensatz erscheint (z.B. phänomenologisch-deskriptives und hypothesenprüfend-explikatives Vorgehen) läßt sich auf der Ebene von Forschungsprogrammen als unterschiedliche Phasen ein und desselben Forschungsprozesses rekonstruieren. Auf diese Weise wird der Übergang von einem Methodenmonismus zu einem Phasenmodell von Forschung erleichtert (vgl. hierzu vor allem GROEBEN und SCHEELE, 1977, S. 34ff. TREIBER und GROEBEN 1983, S. 163 ff.).

### 3.3. Phänomenologisch-experimentelles Vorgehen

Die Diskussion um eine "operationale" und eine "phänomenologische" Methode (z.B. HERRMANN 1957), "Verstehen und Erklären" (z.B. WELLEK 1953, BALMER 1976, GRAUMANN 1976), "operationaler und schauender Wissensbegriff" (HOFSTÄTTER 1954) hat zumindest in der deutschen Psychologie eine lange Tradition. Dabei ist schon häufiger betont worden, daß 1. die phänomenologische Methode nicht mit der "verstehenden Psychologie" DILTHEYS und auch nicht mit der "transzendentalen Reduktion" HUSSERLS gleichzusetzen ist (vgl. HERRMANN 1957, S. 186ff) und daß 2. es sich bei der Gegenüberstellung von operationaler und phänomenologischer Methode nicht um Gegensätze handelt, sondern um unterschiedliche Erfahrungsmodi (vgl. z.B. HERRMANN 1957, GRAUMANN und METRAUX 1977, SADER 1980). HERRMANN (1957, S. 191) kommt nach sorgfältigem Vergleich der beiden Methoden zu folgender Ansicht:

Betrachtet man die beiden psychologischen Methoden nebeneinander, so erweist sich, daß sie 1) auf weittragenden methodologischen Voraussetzungen aufrufen 2) daß diese Voraussetzungen verschieden sind, sich teilweise

sogar widersprechen. Daraus ergibt sich, daß 1) keine Methode auf die andere reduzierbar ist, 2) keine Methode an Kriterien zu messen ist, die den Voraussetzungen der anderen Methode gehorchen."

Er zieht daraus, den auch für unsere Überlegungen gültigen Schluß:

"Ist diese grundsätzliche Klarstellung vollzogen, so darf selbstverständlich gesagt werden, daß in der psychologischen Praxis beide Methoden mit Erfolg nebeneinander angewandt werden können (z.B. in der psychologischen Diagnostik). Wir sind der Ansicht, daß auf keine der beiden verzichtet werden sollte, daß es sich vielmehr als fruchtbar erweist, wenn ein konkretes psychologisches Problem sowohl operational als auch phänomenologisch angegangen, d.h. aber wenn es unter beiden wissenschaftlichen Aspekten thematisch wird" (HERRMANN 1957, S. 192).

Rekonstruiert man das Verhältnis der beiden Methoden einmal unter den Gesichtspunkten der Abstandsvariation so ergibt sich, daß der phänomenologische Ansatz die Nähe zum Erkenntnisobjekt betont, während der operationale Ansatz mehr die Distanz akzentuiert. Es kann daher nicht überraschen, daß es eine Teilmenge spezifischer Informationen gibt, die jeweils nur über den einen der beiden Zugangs-Wege erhoben und geprüft werden kann. Unserer Meinung nach kommt es daher entscheidend darauf an, beide Vorgehensweisen als grundlegende Problemlösemittel zu akzeptieren und je nach Problemfeld und bereits vorhandenem Problemlösewissen mit unterschiedlichem Gewicht einzusetzen.

RAUSCH (1979, S. 239) verwendet zur Kennzeichnung des prinzipiellen Vorgehens der Gestalttheoretiker das Doppelmerkmal "phänomenologisch-experimentell". Damit soll nicht nur historisch auf die Wurzeln der Gestalttheorie hingewiesen werden, sondern auch auf die für die gestalttheoretische Forschung charakteristische Verbindung dieser beiden sonst häufig getrennten methodischen Vorgehensweise aufmerksam gemacht werden.

Sucht man nach Anschauungsmaterial, wie denn ein phänomenologisch-experimentelles Vorgehen aussieht, so findet sich dieses nicht nur in dem engeren Kreis der Gestalttheoretiker, sondern auch z.B. in den Arbeiten von Edgar RUBIN und Albert MICHOTTE. RAUSCH (1982) hat soeben mit "Bild und Wahrnehmung" ein ausführliches Beispiel vorgelegt. Sucht man jedoch wieder nach methodisch orientierten Explikationen des hier angewandten Vorgehens, so findet sich wenig, am ehesten vielleicht noch einige allgemeine Äußerungen in METZGER 1952:

"Zur faktischen Verifikation einer wissenschaftlichen Vermutung ist nicht jedesmal ein Experimentieren erforderlich. Entscheidend ist die Beobachtung bestimmter, von der Theorie geforderter oder gelegener Tatbestände (Erscheinungen, Vorgänge, Zusammenhänge)" (METZGER 1952, S. 142).

"Die deutungsfreie Beschreibung zu üben, ist daher für die Ausbildung des Psychologen nicht weniger wichtig, als die Einführung in besondere experimentelle Verfahren" (METZGER 1952, S. 143).

"Es besteht also nicht - wie schon gelegentlich angenommen wurde ein Gegensatz zwischen phänomenologischem und experimentellem Vorgehen, sondern eines ist so notwendig wie das andere. Ohne die Kunst phänomeno-

logischer Erfassung und Beschreibung bleibt u.U. das Wertvollste am Ertrag experimenteller Veranstaltungen unberücksichtigt; und ohne die Kunst des Experimentierens geht der phänomenologischen Erfassung unabsehbares Material verloren" (METZGER 1952, S. 147).

Bei den gestalttheoretischen oder gestalttheoretisch orientierten Arbeiten bezieht sich das phänomenologisch-experimentelle Vorgehen meistens auf die Ebene des Einzelversuchs. Quasi *simultan* werden zu dem üblichen *Procedere* die Versuchspersonen um Phänomenbeobachtung und Phänomenbeschreibung gebeten (Schöne Beispiele hierfür finden sich in den von LEWIN herausgegebenen "Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie"). Eine zweite Möglichkeit, auf die wir uns im folgenden konzentrieren wollen, besteht darin, im Rahmen von umfangreicheren Forschungsprogrammen die beiden Vorgehensweisen *sukzessiv* einzusetzen und zwischen mehr phänomenologisch orientierten und mehr hypothesenprüfenden Phasen zu wechseln.

Vergleicht man die phänomenologische Methode mit der operationalen Methode und hier speziell mit der experimentellen Methode, so fällt auf, daß die beiden Methoden unterschiedlich stark ausgearbeitet sind. Die "experimentalpsychologische Methodenlehre" (vgl. z.B. ZIMNY 1961, MCGUIGAN 1979) stützt sich auf einen relativ strengen Regelkanon, der 1. ziemlich vollständig expliziert ist, 2. ausgesprochen differenziert ist (bis hin zu konkreten Anweisungen für Versuchsleiterverhalten) und 3. relativ einheitlich und mit einer festen Terminologie beschrieben wird.

Die "phänomenologische Methode" verfügt unserer Einschätzung nach nicht über einen solchen explizierten und strengen Regelkanon. Wir gehen jedoch davon aus, daß wenn die phänomenologische Methode als eine psychologische Methode genutzt werden soll, sich auch für sie Verfahrensregeln und Beurteilungskriterien angeben lassen müssen.

Ohne den Stellenwert der operationalen und speziell der experimentellen Methode herabzusetzen, wollen wir daher in dieser Arbeit zu einer Weiterführung der phänomenologischen Methode beitragen. Dabei geht es zunächst darum, falsche Erwartungen (häufig zu hohe Erwartungen) abzubauen, Durchführungshilfen zu entwickeln und schließlich Beurteilungskriterien zu formulieren.

#### 4. Kennzeichen des Ansatzes

Im folgenden sollen die Grundannahmen unseres Ansatzes einer Verbindung von experimentellem und phänomenologischem Vorgehen auf drei verschiedenen Ebenen dargestellt werden: Auf der Ebene der Erkenntnistheorie erfolgt eine Anbindung an den "kritischen Realismus" (KÖHLER 1933, BISCHOF 1966), auf der Ebene der Wissenschaftstheorie an das "epistemologische Subjektmodell" (GROEBEN und SCHEELE 1977) und auf einer allgemein methodologischen Ebene an die "Feldtheorie" von LEWIN. Auf diese Weise sollen sonst meist implizite Voraussetzungen einer Methodendiskussion deutlich werden. Die Heterogenität der Ansatzpunkte scheint dabei unter heuristischen Gesichtspunkten zunächst als vorteilhaft.

#### 4.1. Erkenntnistheoretische Annahmen: Kritischer Realismus

Im engeren Sinne erkenntnistheoretische Grundlagen unserer Wissenschaft werden in empirischen Einzelarbeiten kaum reflektiert oder gar berücksichtigt. Selbst im Bereich der Wahrnehmungspsychologie, die traditionell eine große Affinität zur Erkenntnistheorie aufweist, finden sich kaum einschlägige Diskussionen und Explikationen.

Das gilt sogar für neuere Lehrbücher, wie etwa MURCH und WOODWORTH (1978) und KAUEMANN (1979). Erstere handeln erkenntnistheoretische Probleme auf knapp zwei Seiten und sehr cursorisch unter dem Stichwort "subjektive Realität" ab. KAUEMANN verzichtet bei seiner Darstellung des gegenwärtigen Forschungsstandes völlig auf erkenntnistheoretische Vorüberlegungen. Demgegenüber sind in diesem Bereich Arbeiten, die Erkenntnistheorie und empirische Einzelbefunde verbinden, vergleichsweise selten und finden sich am ehesten im Bereich materialistischer Ansätze (so etwa bei HOLZKAMP 1973, STADLER et al. 1975).

Dabei bestimmen erkenntnistheoretische Annahmen die methodologische Position des Forschers in entscheidender Weise mit (vgl. auch THOLEY 1980, S. 7). Eine grundlegende methodologische Reflexion bedarf sowohl erkenntnistheoretischer wie wissenschaftstheoretischer Überlegungen.

BISCHOF (1966, S. 27) betont bei der wohl systematischsten Darstellung des kritischen Realismus, daß es sich um ein heuristisches Prinzip handelt, dessen primäres Ziel es ist, Forschung zu strukturieren.

"Sie (die erkenntnistheoretische Position des kritischen Realismus) ist keineswegs beweisbar oder widerlegbar, aber ein plausibles, bequemes und fruchtbares heuristisches Prinzip, eine Weise, die Ergebnisse und Probleme empirischer Forschung anschaulich zu formulieren".

Die Grundannahmen des kritisch-realistischen Ansatzes:

4.1.1 Das kritisch-realistische Modell basiert auf der strengen Unterscheidung von *transphänomenaler* (physikalischer) und *phänomenaler* (anschaulicher, erlebter) Welt.

Die Nützlichkeit dieser Trennung läßt sich am Beispiel der Untersuchung von Entzerrungserscheinungen und der Unterscheidung von RAUSCH (1952) zwischen "*Ontogramm*" und "*Phänogramm*" aufzeigen. Das Ontogramm bezeichnet die im Versuch verwendete Vorlage (bei RAUSCH 1952: Parallelogramme, Rechtecke, Rhomben und Quadrate). Das Phänogramm entspricht der Repräsentation dieser Vorlage beim Betrachter. Das Ontogramm ist somit eindeutig der physikalischen Welt und das Phänogramm eindeutig der phänomenalen Welt zuzuordnen. Was gerade im Bereich optischer Täuschungen besonders anschaulich wird und was RAUSCH (1952) sorgfältig beschrieben und begrifflich präzise gefaßt hat, ist, daß die phänomenale Figur keinesfalls immer der Vorlagefigur entspricht, sondern, daß es systematische und gerichtete Abweichungen gibt, die sich beim Parallelogramm als "Entzerrungstendenzen" hin zum prägnanteren Rechteck beschreiben lassen.

über den hier angesprochenen Rahmen hinaus macht die Unterscheidung von RAUSCH (1952) deutlich, daß 1) die phänomenale Welt nicht unabhängig von der physikalischen Welt ist (es lassen sich eindeutige Beziehungen zwischen Vorlage und Repräsentation aufzeigen) und daß 2) beide aber auch nicht identisch sind, sondern die phänomenale Welt eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegt (die Gestalttheorie nennt hier vor allem Zusammenhangsverhältnisse, Zentrierungsverhältnisse und die Stellung in Bezugssystemen; vgl. METZGER (1975)).

Die weitgehenden methodologischen Konsequenzen dieser Trennung hat BISCHOF (1981) in seinem "Züricher Vortrag" angedeutet. BISCHOF nimmt an, daß der wissenschaftliche Prozeß in der Psychologie und in der Physik sich grundlegend unterscheidet. Während sich das Vorgehen in der Physik als ständig fortschreitende "materielle" Reduktion beschreiben läßt, bei der die strukturellen Besonderheiten verloren gehen und die Suche nach einem allen Erscheinungen zugrundeliegenden Gesetz im Vordergrund steht, haben wir es in der Psychologie eher mit einer "strukturellen" Reduktion zu tun. Danach ragt aus einem Kontinuum möglicher Formen und Erscheinungsweisen (physikalische Welt) ein Diskontinuum von prägnanten Gebilden (phänomenale Welt) hervor (BISCHOF 1981, S. 19).

Eine der wesentlichen methodologischen Konsequenzen für die Psychologie ist, daß man für Analysezwecke nicht an einer beliebigen Stelle und in beliebiger Größe Segmentierungen vornehmen darf. Man muß damit rechnen, daß, wenn man auf dem Kontinuum der physikalischen Welt unterschiedliche Abschnitte betrachtet, man in der phänomenalen Welt unterschiedliche Phänomene untersucht.

4.1.2 Die transphänomenale Welt gliedert sich in den "*Organismus*" und in die "*Außenwelt*". Beide sind für das Subjekt nicht unmittelbar erfahrbar.

Der Organismus gehört zur physikalischen Welt. So wie die Dinge der Außenwelt kann er jedoch selbst Prozesse auslösen, die zu einer phänomenalen Repräsentation führen. Den Prozeß der Informationsverarbeitung beschreibt BISCHOF (1966, S. 28f) so:

"Innerhalb der Außenwelt wirken Objekte durch physikalische Übertragungsvorgänge auf die Sinnesorgane des Organismus ein und lösen dort eine Kette weiterer (physiologischer) Geschehnisse aus, die ihrerseits schließlich in einem bestimmten, vorerst noch unbekanntem Bereich des Zentralnervensystems (ZNS), dem "Psychophysischen Niveau" (PPN), zu - immer noch transphänomenalen - Erregungsvorgängen führen; und den letzteren nunmehr sind nach einer bislang unbekanntem Gesetzmäßigkeit phänomenale Gegebenheiten (die "Umwelt") zugeordnet, welche die am Anfang der ganzen Prozeßkette stehenden physikalischen Objekte für das erlebende Subjekt repräsentieren."

4.1.3 Die phänomenale Welt gliedert sich in die "naiv-phänomenale" und die "kritisch-phänomenale" Welt.

Die naiv-phänomenale Welt besteht aus der Repräsentation der bei der Wahrnehmung unmittelbaren Gegebenheiten. Die kritisch-phänomenale Welt bezeichnet die gedanklich und sprachlich ver-



arbeiteten Repräsentationen. Sie konstituiert das sich wandelnde "physikalische Weltbild". Dieses enthält den aktuellsten Wissensstand über die transphänomenale Welt. Die Unterscheidung zwischen naiv- und kritisch-phänomenaler Welt entspricht im wesentlichen der bereits früher von BRUNSWIK (1934) getroffenen Unterscheidung zwischen "Wahrnehmungswelt" und "Gegenstandswelt".

Eine vierte häufig zu findende Annahme über die Beziehung zwischen phänomenaler und transphänomenaler Welt, das "Isomorphiekonzept" (vgl. KÖHLER 1933) wird hier nicht aufgenommen, weil ihm, worauf neben BISCHOF (1966) auch FEIGL (1958) hingewiesen hat, ein anderer Status zukommt; es prinzipiell einer empirischen Prüfung zugänglich ist.

Betrachtet man das Modell des kritischen Realismus insgesamt, so fällt auf, worauf auch THOLEY (1980, S. 12) hinweist, daß der physikalischen Welt innerhalb des kritischen Realismus ein "ontologischer" Vorrang eingeräumt wird, während der phänomenalen Welt ein "erkenntnistheoretischer" Vorrang zukommt. THOLEY weist zu Recht darauf hin, daß diese beiden Tatsachen nicht im Widerspruch zu einander stehen. Wie noch zu zeigen sein wird, ergeben sich aus dem erkenntnistheoretischen Vorrang der phänomenalen Welt weitgehende methodische Konsequenzen.

Nach METZGER (1967) stehen alle Gestalttheoretiker im engeren Sinne (er meint damit vor allen Dingen WERTHEIMER, KÖHLER, KOFFKA) auf der Basis des kritischen Realismus.

"Ein einziger bedeutender Gestalttheoretiker, LENIN, hat versucht, ohne die im kritischen Realismus geforderte Verdoppelung der Welt in eine reale und eine phänomenale Welt auszukommen und eine **allgemeine** Verhaltens- und Persönlichkeitslehre aufzubauen, auf der Grundlage eines durch zweckentsprechende Konstrukte erweiterten - strengen Phänomenalismus" (METZGER 1967, S. 18) .

An gleicher Stelle gibt METZGER (1967) eine methodische Begründung für die Favorisierung eines kritisch-realistischen Ansatzes, die auch für unsere Auswahl mit entscheidend gewesen ist:

"Weil er die Situation beim alltäglichen Experimentieren mit ihren Versuchsanordnungen auf der einen und den Phänomenbeschreibungen der Versuchspersonen auf der anderen Seite am einfachsten und angenehmsten zu beschreiben erlaubt" (METZGER 1967, S. 15).

BISCHOF (1966, S. 35) hat bereits den Aufbau einer "umfassend-kritisch-phänomenologischen Methodenlehre" gefordert.

"Angesichts der vorausgehend angedeuteten Schwierigkeiten ist dringend der Ausbau einer umfassend-kritischen Methodenlehre zu fordern, deren Fundament zweifellos in Form einer Analyse des begrifflichen Erkennens als psychologischer Prozeß zu legen sein wird" (BISCHOF 1966, S. 35).

Bisher können wir keine systematischen Ansätze hierzu erkennen (vielleicht am ehesten noch bei METZGER 1952). Dabei hat die Annahme, daß es eine vom Individuum unabhängige Welt gibt, welche einen zentralen Einfluß auf das Verhalten und das Erleben des Individuums hat, selbst aber nicht unmittelbar zu-

gänglich ist, sondern nur über die Repräsentationen der Individuen, auch weitreichende Konsequenzen für die Methodenlehre. So kann etwa nicht ungeprüft davon ausgegangen werden, daß die Sichtweisen der drei am Forschungsprozeß beteiligten Subjekte (Forscher, Versuchsleiter, Versuchsteilnehmer) identisch sind. Im Fall der Konstruktion experimenteller Situationen kann somit nicht vorausgesetzt werden, daß die vom Forscher gesetzten Bedingungen von den Versuchsteilnehmern auch in der intendierten Weise erlebt werden.

Der Kanon der "klassischen", experimentalpsychologischen Methodenlehre (vgl. z.B. BREDEKAMP 1969, ZIMNY 1961, MCGUIGAN 1978, SCHULZ et al. 1981) sichert unter dem Stichwort "Kontrolle" bisher nur, daß die vom Forscher geplanten Bedingungen auch in der entsprechenden Weise realisiert werden. Die sagt aber zunächst noch nichts darüber aus, ob die Bedingungen von den Versuchsteilnehmern auch in der intendierten Weise erlebt werden. Eine Bedingung sollte unserer Meinung nach erst dann als realisiert gelten, wenn "sie nachweislich auch von den Versuchsteilnehmern in der intendierten Weise erlebt wurde" (vgl. LOHAUS und KEBECK 1984). Für diese Überprüfung der Repräsentation experimenteller Situationen fehlt bisher noch weitgehend das Instrumentarium.

In einer Arbeit von LOHAUS und KEBECK (1984) wurden als ein erster Versuch der Rekonstruktion der experimentellen Situationen aus der Sicht der Versuchsteilnehmer topologische Skizzen in Anlehnung an LEWIN (1936) verwendet.

72 Versuchsteilnehmer bearbeiteten in drei Versuchsbedingungen mit unterschiedlichem Versuchsleiterverhalten Problemlöseaufgaben und Personewahrnehmungsaufgaben. In Bedingung A war eine vollständige Barriere zwischen Versuchsleiter und Versuchsteilnehmer intendiert. Der Versuchsleiter war zwar anwesend, verwies aber bei Nachfragen nur auf die schriftliche Instruktion. In Bedingung B war für die Instruktionsphasen keine Barriere, die Bearbeitungsphasen jedoch eine vollständige Barriere zwischen Versuchsleiter und Versuchsteilnehmer beabsichtigt. Der Versuchsleiter stand hier nur während der **Instruktionsphasen** als Ansprechpartner zur Verfügung, Für Bedingung C schließlich war eine barrierefreie Situation intendiert, der Versuchsleiter stand während des gesamten Versuchs als Ansprechpartner zur Verfügung. Aus jeder Versuchsbedingung wurden mehrere Versuchsteilnehmer unmittelbar nach der Versuchsdurchführung zu einem postexperimentellen Interview gebeten. Ziel dieses Interviews war es zu prüfen, in wieweit die intendierten Barrieren (bzw. barrierefreie Situation) tatsächlich von den Versuchsteilnehmern erlebt worden waren. Aus den Angaben der Versuchsteilnehmer wurden topologische Skizzen erstellt, die dem Versuchsteilnehmer vorgelegt und erklärt wurden. Wenn die graphische Darstellung nicht die Sichtweise des Versuchsteilnehmers wiedergab, so wurde diese mit ihm gemeinsam geändert.

Die Ergebnisse weisen u.a. darauf hin, daß die in Bedingung A gesetzte Barriere tatsächlich als vollständige Barriere erlebt wurde, die in Bedingung B gesetzten unterschiedlichen Phasen zu einer Gesamtsituation mit Teilbarrieren zusammengezogen wurden und in Bedingung C keine vollständig barrierefreie Situation geschaffen werden konnte.

#### 4.2. Wissenschaftstheoretische Annahmen: Epistemologisches Subjektmodell

Im Gegensatz zu erkenntnistheoretischen Reflexionen nehmen wissenschaftstheoretische Diskussionen in der Psychologie einen zunehmend breiteren Raum ein (vgl. z.B. HOLZKAMP 1964, 1968, 1972, 1983; SCHNEEWIND 1977, GROEBEN und WESTMEYER 1975, HERRMANN 1976 b, 1979 a, GROEBEN und SCHEELE 1977; für einen kurz gefaßten Überblick vgl. HERRMANN 1978). Besonders die Paradigmadiskussion im Anschluß an KUHN (1962, 1974) hat zu einer Popularisierung wissenschaftstheoretischen Gedankengutes geführt. Da es sich bei den meisten Rezipienten und Wiederverwendern von Wissenschaftstheorie jedoch nicht um "Wissenschaftstheoretiker", sondern um inhaltlich arbeitende Forscher handelt, werden bevorzugt die leicht zugänglichen und anscheinend leicht verständlichen Konzepte gewählt. WESTMEYER (1981) beschreibt die augenblickliche Situation daher als eine "Warenhaussituation": Jeder nimmt sich von der Wissenschaftstheorie, was er glaubt, brauchen zu können. Die Auswirkungen, so sagt WESTMEYER, reichen von "Mißbrauch" bis zu "schwerer Vergewaltigung".

Ähnlich wie bei der Auswahl des "kritischen Realismus" als erkenntnistheoretische Position begründen wir auch die Auswahl des "epistemologischen Subjektmodells" (GROEBEN und SCHEELE 1977) eher wissenschafts-historisch und methodologisch: Wir erwarten durch die stärkere Einbeziehung der Reflexivität der Versuchsteilnehmer für eine Reihe von Problemfeldern einen schnelleren Erkenntnisgewinn oder wie BRONFENBRENNER (1981) es in einem anderen Zusammenhang formuliert, wir erwarten, daß sich das "Fehlerrisiko" verringert, wenn wir die Reflexivität unserer Versuchsteilnehmer nutzen.

Das epistemologische Subjektmodell basiert auf der Annahme, daß der Mensch bei der Rekonstruktion seiner alltäglichen Wirklichkeit ähnlich aktiv und reflexiv vorgeht, wie der Wissenschaftler bei seinen Problemlöseversuchen (vgl. KELLY 1955). Er verfügt über theoretische Erklärungsmodelle, generiert und prüft Hypothesen und interpretiert Handlungsausgänge. Ihm wird prinzipiell die gleiche Reflexivität zugestanden wie dem Wissenschaftler.

Im Forschungsprozeß der Psychologie stehen sich somit zwei Erkenntnissubjekte gegenüber. Wir haben es mit einer *Subjekt-Subjekt-Relation* zu tun. Die Versuchsteilnehmer in psychologischen Untersuchungen übernehmen lediglich aufgrund einer Rollenabsprache zeitlich begrenzt die Rolle des Erkenntnisobjektes.

Auch wenn prinzipiell von der Aktivität und Reflexivität des Individuums ausgegangen wird, können diese Aspekte je nach Untersuchungsziel unterschiedlich stark betont werden (vgl. hierzu die Diskussion zwischen HERRMANN 1979 c, d und GROEBEN 1979). Damit können auch stärker reduktionistische Perspektiven gewählt werden. In Menschen nur die reflexiven Dimensionen zu sehen, halten wir ebenfalls für eine Reduktion.

Eine Methodenlehre auf der Basis des epistemologischen Subjektmodells wird nicht nur zu beschreiben haben, wie sich eine Erhebungssituation am effektivsten standardisieren läßt, sondern auch, wie sich am ehesten beobachtungs-, beschreibungs- und reflexionsfördernde Bedingungen schaffen lassen.

Mit der Veränderung der Erhebungssituation verändern sich auch die Anforderungen an den Versuchsleiter und an den Versuchsteilnehmer.

Veränderte Anforderungen an den Versuchsleiter:

##### 4.2.1 Erhöhte Anforderungen an die Flexibilität

Wie bereits erläutert, sollte eine Versuchsbedingung erst dann als realisiert gelten, wenn sie auch von den Versuchsteilnehmern in der vom Forscher intendierten Weise erlebt wurde. Das bisherige Standardisierungskonzept geht unter anderem davon aus, daß die Vergleichbarkeit der Untersuchungssituation durch ein streng instruktionsgebundenes und gleichbleibendes Verhalten des Versuchsleiters zu sichern ist. Dem wird hier ein stärker "individuumzentriertes Versuchsleiterverhalten" (vgl. LOHAUS 1983, KEBECK und LOHAUS 1984) gegenübergestellt, welches die Vergleichbarkeit aus der Sicht der Versuchsteilnehmer definiert. Eine Versuchsbedingung ist demnach für die Versuchsteilnehmer vergleichbar, wenn die wesentlichen "dynamischen Systemstrukturen" (LEWIN 1929, S.5) in vergleichbarer Weise erlebt wurden, selbst wenn dazu ein etwas unterschiedliches Versuchsleiterverhalten notwendig ist.

Auf der Ebene der Meßtheorie ist das Kernargument für die Standardisierung, daß sie zu einer Verringerung der Fehlervarianz und damit zu einer Erhöhung der Präzision der Messung beiträgt (vgl. WINER 1962, BREDENKAMP 1969, SCHULZ et al. 1981). Diese durch die Standardisierung erzielte Erhöhung der Präzision läßt sich sowohl testtheoretisch (FISCHER 1974) wie varianzanalytisch (COHEN 1969) abschätzen. Auch bei der individuumzentrierten Datenerhebung wird das Standardisierungskonzept nicht aufgegeben. Die Standardisierung erfolgt jedoch nicht nur aus der Sicht des Forschers, sondern auch aus der des Versuchsteilnehmers. Dabei wird angenommen, daß durch den Bezug auf die Vergleichbarkeit des Erlebens Fehlervarianz zusätzlich verringert werden kann (vgl. ausführlicher LOHAUS 1983).

Dem Versuchsleiter fällt somit die Aufgabe zu, in einem von der jeweiligen Fragestellung abhängigen und vom Forscher festgelegten Rahmen für den einzelnen Versuchsteilnehmer problemadäquate Versuchsbedingungen herzustellen. Das erfordert ein erhöhtes Maß an Einfühlungsvermögen und Flexibilität des eigenen Verhaltens.

##### 4.2.2 Erhöhte Anforderungen an die Interaktionskompetenz

Wenn der Versuchsleiter mit dem Versuchsteilnehmer gemeinsam die phänomenal wichtigen Dimensionen in einem Themenbereich herausarbeiten soll, muß er außer über genügend Zeit auch über eine Reihe anderer Fähigkeiten verfügen, die bisher in der Methodenausbildung wenig thematisch sind: etwa eine angstfreie Atmosphäre schaffen können, selbst einen Sachverhalt kurz und verständlich darstellen können, suggestionsfrei verbalisieren können, konfrontieren können, ohne vor den Kopf zu stoßen, präzise zusammenfassen können.

##### 4.2.3 Schaffung einer Vertrauensbeziehung

Die Erwartung, daß Versuchsteilnehmer auch bei ich-nahen Themen ihren zentralen Phänomenbestand berichten, ist nur realistisch,

wenn man eine "tragfähige Vertrauensbeziehung zwischen Versuchsteilnehmer und Versuchsleiter annimmt" (vgl. SADER 1980, S. 150 ff). Auf der einen Seite werden Versuchsteilnehmer wohl kaum offen und ehrlich beobachten und Reflexionen mitteilen, wenn nicht zuvor ein Mindestmaß an Vertrauen existiert. Auf der anderen Seite hat der Forscher gerade im Bereich phänomenologisch orientierter Forschung kaum die Möglichkeit, die Angaben der Versuchsteilnehmer zu kontrollieren. Vertrauen wird somit zu einer zwar "stillen", aber entscheidenden Voraussetzung für viele Datenerhebungssituationen. Die Bedeutung dieser Variablen und ihre Behandlung innerhalb der psychologischen Methodenlehre (insbesondere der experimental-psychologischen Methodenlehre) steht in einem krassen Mißverhältnis. In den phänomenologisch orientierten Phasen des Forschungsprozesses kann das Fehlen einer (sicherlich begrenzten) Vertrauensbeziehung zu einem Versuchsfehler werden (vgl. SADER 1980, S. 152 und ausführlicher BRÜCKERHOFF 1982).

Nach dem hier vorgestellten Konzept hat eine Methodenlehre nicht nur Hinweise für den Forscher und Versuchsleiter zu geben, sondern auch für den Versuchsteilnehmer. Dabei ist insbesondere die Verantwortung der Versuchsteilnehmer zu betonen.

Die meisten Versuchsteilnehmer in psychologischen Untersuchungen haben keine adäquate Vorstellung davon, welchen Einfluß ihr Verhalten auf die Versuchsergebnisse hat. Viele der Versuchsteilnehmer vermuten ein viel zu großes N, kaum ein Versuchsteilnehmer hat eine Vorstellung davon, wie seine Daten weiterverarbeitet werden. Forscher und Versuchsleiter ihrerseits geben selten Anhaltspunkte für eine realistische Einschätzung der Bedeutung von Einzelergebnissen. Übernahme von Verantwortung ist aber auch eine Frage der Wahrnehmung von Verantwortung.

Aus der Forschung zur "Sozialpsychologie des Experiments" (z.B. ROSENTHAL und ROSNOW 1969, MERTENS 1975 und GNEICH 1976) ist bekannt, daß es die unterschiedlichsten subjektiven Versuchspersonentheorien gibt, vom "faithful subject" PILLENBAUM. 1976) über die "good subjects" (ORNE 1959, 1962) bis zu den "negativistic subjects" (COOK et.al. 1970, MASLING 1966). Diese subjektiven Versuchspersonentheorien enthalten u.a. auch Sätze über die eigene Verantwortung für das Gelingen eines Experiments. Je weniger explizite Hinweise in einem Versuch zur Verantwortung des Versuchsteilnehmers gegeben werden, umso mehr gefährden diese subjektiven Theorien eine verzerrungsfreie Datenerhebung. Soweit es die Untersuchungsfrage zuläßt, könnten daher einige der bei KEBECK (1982, S. 107) zusammengestellten Maßnahmen weiterführend sein:

- Den tatsächlichen Verhaltensspielraum erweitern; häufig werden unnötige, d.h. von der Zielsetzung der Untersuchung her, gar nicht notwendige Einschränkungen, z.B. der Kommunikation zwischen Versuchsleiter und Versuchsperson vorgenommen.
- Deutlich machen, daß man an Reflexionen der Versuchsteilnehmer interessiert ist und daß sie für die Forschung bedeutsam sind; in vielen Fällen ist daher auch einfach mehr Zeit zum Nachdenken notwendig.

- Rückmeldungen der Ergebnisse zusichern, wenn möglich sogar eine individuelle Rückmeldung durchführen.
- mehr Informationen über den Ablauf eines Forschungsprozesses geben; das soll kein Methodenkurs sein, aber Aufklärung über einige grundsätzliche Zusammenhänge wie z.B. Anzahl der Versuchspersonen und Auswertungsmöglichkeiten, warum Laborexperimente? geben. Wenn möglich, sollten sich diese Informationen konkret auf das Experiment beziehen, an dem die Versuchspersonen teilnehmen.
- Die Verantwortung der Versuchsperson explizit ansprechen; Erwartung und Einstellungen der Versuchsperson thematisieren.

#### 4.3. Allgemein methodologische Annahmen: Feldtheorie

Heute scheint die Bezeichnung "Feldtheorie" nicht viel mehr zu sein als ein Sammelbegriff für eine Reihe unterschiedlicher Ansätze in der Psychologie, die eher metatheoretische und allgemeine methodologische Gemeinsamkeiten aufweisen als inhaltliche. Bei einer groben Dreiteilung könnte man zwischen physikalischen Feldtheorien, psychophysischen Feldtheorien (z.B. KÖHLER 1920, 1940 und PRIBRAM 1971, 1975) und psychologischen Feldtheorien (TOLMAN 1932 und LEWIN 1931, 1936, 1938) unterscheiden. Grundlage unserer weiteren Überlegungen ist das Konzept von LEWIN.

LEWIN selbst hat nie eine systematische Darstellung seiner Grundannahmen gegeben (vgl. hierzu die Übersichten bei CARTWRIGHT 1959, KAUFMANN 1968, DEUTSCH 1969, SOLLE 1970). Allerdings hat LEWIN, wohl um immer wieder auftauchenden Mißverständnissen zu begegnen, seinen feldtheoretischen Ansatz öfter charakterisiert. In "Feldtheorie des Lernens" (1942) nennt er die folgenden sechs Merkmale, die als Kernannahmen gelten können und im folgenden kurz beschrieben werden.

- 1) *Konstruktive Methode*, die er von der klassifizierenden *Methode* abgrenzt und die helfen soll, "die Kluft zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen, zwischen Gesetzen und Individualunterschieden" zu überwinden.
- 2) Der *dynamische Ansatz*, der sich nicht mit der Beschreibung der Oberflächenphänomene begnügt, sondern auf eine methodologisch einwandfreie Weise die zugrundeliegenden Kräfte darstellen will.
- 3) Der *psychologische Ansatz*, der davon ausgeht, daß eine Situation objektiv zu beschreiben nicht heißt, sie in physikalischen Begriffen zu beschreiben, sondern darzustellen, wie sie für ein Individuum zu einer gegebenen Zeit im Erleben existiert.
- 4) Der *Ausgangspunkt der Analyse von der Gesamtsituation*, was sich nicht gegen das analytische Vorgehen an sich richtet, sondern lediglich betont, daß, wenn man nicht unnötige Verkürzungen in Kauf nehmen will, der Ausgangspunkt der Analyse die Gesamtsituation zu sein hat.

5) Das Verhalten als eine Funktion des gegenwärtigen Feldes, was sich gleichwohl gegen eine historische wie gegen eine teleonome Herleitung des Verhaltens richtet, ohne jedoch die Bedeutung von Erfahrung und Wünschen zu ignorieren (kritisch zum Vorwurf des Ahistorismus vgl. KASTNER 1982).

6) Mathematische Darstellung psychologischer Situationen, was vor allem auf eine Verwendung der Geometrie zur Darstellung psychologischer Situationen zielt.

Viele Sammlungen von Aussagen, die "Theorie" genannt werden, sind im strengen Sinne keine Theorien (vgl. auch SADER 1969, HERMANN 1983). LEWIN selbst hat den besonderen Status der "Feldtheorie" immer betont:

"Die Feldtheorie ist keine "Theorie" in der gleichen Bedeutung wie etwa das Gravitationsgesetz oder die MAXWELLSchen Gleichungen Theorien sind. Die letzteren bestehen aus Aussagen, welche getroffen werden, um Geschehnisse zu erklären oder vorauszusagen. Schreitet man von spezifischen zu immer allgemeiner werdenden Theorien fort, so gelangt man niemals zur Feldtheorie. Insofern befindet sich die Feldtheorie außerhalb jeder Kontroverse, die über spezifische psychologische Hypothesen ausgetragen wird. Sie legt die Voraussetzungen fest, die für die Form einer begründeten Theorie, aber nicht für ihren Inhalt erforderlich sind. Auf der anderen Seite ist die Feldtheorie wiederum nicht bloß ein technisches Werkzeug, dank dem psychologische Relationen durch geometrische (statt algebraische) Hilfsmittel dargestellt werden können, sondern sie schließt auf irgendeine Weise die Aussage über die Eigenart des psychologischen Materials mit ein." (KLW, Band 4, S. 26)

Eine Reihe von Autoren (z.B. DEUTSCH 1968 und CARTWRIGHT 1959) haben die Feldtheorie LEWINS daher als eine "Metatheorie" bezeichnet.

Betrachtet man die sechs oben beschriebenen Merkmale genauer, so trifft wohl auch diese Bezeichnung nicht den Kern. Vielmehr handelt es sich um allgemeine methodische Anweisungen zur Analyse und Beschreibungen psychologischer Sachverhalte. Die Feldtheorie kann daher, GRAUMANN (1982, S. 24) folgend, als eine "allgemeine Methodologie" oder als ein "wissenschaftlicher Arbeitsstil" bezeichnet werden.

Unter diesem Gesichtspunkt der Feldtheorie als Arbeitsstil sollen im folgenden aus der Fülle der methodischen Anregungen bei LEWIN zwei Aspekte herausgegriffen werden, deren Umsetzung uns im Rahmen einer phänomenologisch-experimentellen Methodenlehre besonders bedeutsam erscheinen.

#### 4.3.1 Von der Gesamtsituation ausgehen

In einem Punkt sind sich die verschiedenen feldtheoretischen Ansätze trotz ihrer Heterogenität einig: Als grundlegende Analyseeinheit wählen sie das "Feld" oder die "Situation".

Die gegenseitige Abhängigkeit der Elemente ist somit definierendes Merkmal und nicht etwas, was zusätzlich hinzukommt. GRAUMANN (1975, S. 20f) hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß in Bezug auf das "Interaktionale" der Situationsbegriff bei LEWIN weit über das hinausgeht, was im Rahmen der Person-Situation-Interaktionsdebatte der 70er Jahre diskutiert wurde (vgl. z.B. BOWERS 1973, MISCHEL 1973,

EKEHAMMER 1974, ENDLER und MAGNUSSON 1976, MAGNUSSON und ENDLER 1977; und für den neueren Diskussionsstand LANTERMANN 1980).

Unter "Situation" versteht LEWIN im allgemeinen die Gesamtheit der zu einem Zeitpunkt psychologisch relevanten Gegebenheiten. Die Abbildung der dynamischen Struktur der Situation nennt er das "Psychologische Feld", eine quasi-räumliche Anordnung, die die tatsächlichen Beziehungen abbilden und nicht nur veranschaulichen soll. Der Feldbegriff bei LEWIN vereinigt somit zwei sonst in der Psychologie häufig getrennte Betrachtungsweisen: die räumliche und die dynamische.

Eine Situation rekonstruieren bedeutet: 1. die erlebnismäßige Repräsentation zu explorieren und 2. sie mit Hilfe eines, die dynamische Struktur der Situation wiedergebenden Verfahrens, darzustellen. Was bei dieser Rekonstruktion angestrebt wird, ist letztlich nicht Vollständigkeit, sondern Repräsentativität. Anders allerdings als etwa bei HOLZKAMP (1968) bezieht sich hier die Repräsentativität nicht auf das Verhältnis von experimentellem und theoretischem Satz, sondern auf das Erleben des einzelnen Individuums, bzw. auf das "typische Erleben" für bestimmte Situationen (vgl. hierzu z.B. die Darstellung der Situation bei Lohn und Strafe von LEWIN 1931).

überprüft werden könnte die Repräsentativität mit Hilfe des dialog-konstheoretischen Wahrheitskriteriums (GROEBEN und SCHEELE 1977, S. 29f, 51ff). Konkret heißt dies: die Rekonstruktion der Situation ist dem Versuchsteilnehmer erneut vorzulegen. Was bisher vor allen Dingen fehlt, sind Rekonstruktionsverfahren.

Die topologische und Vektorpsychologie LEWINS darf auch wohl heute noch als der umfassendste und systematischste Versuch gesehen werden, psychologische Sachverhalte mit Hilfe insbesondere geometrischer Verfahren darzustellen. Aber sie erfüllt wohl nicht die in sie gesetzten Abbildungserwartungen. Die neueren Rekonstruktionsverfahren etwa die SLT-Technik (SCHEELE und GROEBEN 1979) sind von ihrem Anspruch und von ihren Einsetzmöglichkeiten her bescheidener (vgl. ausführlich BRÜCKERHOFF 1982). Sie konzentrieren sich auf die Rekonstruktion subjektiver Theorien. Für die Rekonstruktion der Repräsentation von Situationen (Alltagssituationen oder experimentellen Situationen) scheint das Begriffs- und Zeicheninventar zu eng.

Von der Gesamtsituation ausgehen bedeutet nach LEWIN, die in einer Situation auf das Individuum wirkenden Kräfte zu berücksichtigen. Das ist auf der einen Seite sicherlich mehr als nur die Instruktionen für wirksam halten, auf der anderen Seite bedeutet es sicherlich auch nicht, in jedem Einzelversuch die gesamte Lerngeschichte der Person oder gar den gesamten gesellschaftlichen Kontext zu berücksichtigen.

#### 4.3.2 Methode der schrittweisen Approximation

in "Formalisierung und Fortschritt in der Psychologie" (1940) beschreibt LEWIN am Beispiel der Theorie der Spannungssysteme und der Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie seine Arbeitsweise. Sie ist gekennzeichnet durch ein hohes Maß an wechselseitiger Anregung und Kontrolle von theoretischer und experimenteller Arbeit. Die wesentlichen Bestandteile sind:

sorgfältige Alltagsbeobachtung, phänomennahe Beschreibung, eingehende experimentelle Analyse und schrittweise begriffliche Rekonstruktion (vgl. ausführlicher KEBECK 1983, S. 249). Zielsetzung ist, theoretische und empirische Arbeit streng aufeinander zu beziehen (vgl. auch SCHWERMER 1966).

Für unseren Zusammenhang ist wichtig, daß LEWIN nicht bei der Phänomenbeobachtung und Phänomenbeschreibung stehen bleibt, sondern sie als Ausgangspunkt für die Konstruktion experimenteller Situationen nutzt. Der Phänomenbeschreibung folgt die Bedingungsanalyse, der phänomenologischen die "konditional-genetische Begriffsbildung".

Die "Methode der schrittweisen Approximation" könnte sich als eine im Rahmen von Forschungsprogrammen nützliche Strategie erweisen. Sie könnte sichern, daß 1. die Formalisierung dem jeweiligen Problemlösewissen angemessen ist, 2. die Begrifflichkeit sich mit Rücksicht auf die Empirie entwickelt und 3. die Differenzierung der Fragestellung und die Entwicklung der methodologischen Möglichkeiten Hand in Hand gehen, Sie ist unserer Meinung nach ein wichtiger Bestandteil jeder Methodenausbildung.

## 5. Phänomenbeobachtung und Phänomenbeschreibung

### 5.1. Phänomenologie als psychologische Methode

Für einen Forschungsansatz, der sich erkenntnistheoretisch als kritischer Realismus versteht, wissenschaftstheoretisch an das epistemologische Subjektmodell von GROEBEN und SCHEELE (1977) anknüpft und allgemein-methodologisch von Kurt LEWINS Feldtheorie ausgeht, hat die systematische Beobachtung und Beschreibung von Phänomenen einen zentralen Stellenwert: Wenn Verhalten und Erleben als Gegenstand der Forschung gesehen werden, dann ist die gründliche Auseinandersetzung mit der Erfassung phänomenaler Daten ein wichtiges Stück Methodenlehre: Phänomenbeobachtung und Phänomenbeschreibung sind der einzige direkte Zugangsweg zum unmittelbaren Erleben.

Wie schon BORING (1953) und nach ihm viele andere gezeigt haben, ist dieser Rückgriff auf die Phänomene auch im klassischen Behaviorismus, soweit es das pragmatische Forschungshandeln angeht, immer selbstverständlich gewesen. So schon MACLEOD (1947, S. 194):

"In einem bestimmten Sinne ist jeder Psychologe zeitweilig ein Phänomenologe."

Gleichwohl ist die phänomenologische Datenerhebung als explizites Thema der Methodenlehre etwas vergleichsweise Seltenes: zwar wird immer wieder auf bedeutende Beispiele phänomenologischer Besinnung hingewiesen, wie etwa auf BOLLNOW "Das Wesen der Stimmungen" oder PFÄNDER "Psychologie der Ge-sinnungen" (1922, 1930), aber die faktische Forschungssubstanz ist demgegenüber vergleichsweise enttäuschend, wie in den letzten Jahren des öfteren konstatiert wurde (so etwa ROWAN und REASON (1981, S. XX); FEGER und GRAUMANN 1903, S. 95).

Unter systematisch methodologischen Gesichtspunkten ist in den meisten dieser Arbeiten wenig zu holen. Konkrete methodische Hilfen fehlen weitgehend. Auch die Lehrbücher der psychologischen Methodenlehre sparen die explizit phänomenologische Datenerfassung zumeist aus, konkrete und konstruktive Hilfen zur Benutzung der Methode fehlen auch hier weitgehend.

So beklagen auch neuestens FEGER und GRAUMANN (1983) die mangelnde Systematik des Forschungsstandes zur Beobachtung und Beschreibung von Erleben und Verhalten. Sie weisen darauf hin, daß z.B. die Frage einer möglichen Verbesserung der Phänomenbeobachtung durch Übung bis heute nicht systematisch empirisch untersucht worden ist (1983, S. 86). Danach muß bis heute noch völlig offen bleiben, ob eine systematische Schulung in dieser Hinsicht überhaupt möglich und sinnvoll ist, welche positiven, welche negativen Nebenwirkungen man dabei in Rechnung stellen muß.

Jedenfalls ist deutlich, daß bei der gegenwärtigen häufig un-systematischen Erfassung von Phänomenen den Kriterien der Reliabilität und Validität wenig Rechnung getragen wird. Es scheint daher lohnend, diese Aspekte bei einer phänomenologisch-experimentellen Methodenlehre gründlich und sorgfältig abzuhandeln.

### 5.2. Begriffliche Unterscheidungen

Der Begriff *Phänomenologie* wird in der Psychologie uneinheitlich verwendet und meint in häufig unscharfen Abgrenzungen eine oder mehrere der folgenden Bedeutungen:

a) eine philosophische Denktradition, die vor allem mit dem Namen Edmund HUSSERL (1859-1938) verknüpft ist. HUSSERL versuchte, aus den Denktraditionen und Kategoriensystemen der Philosophie der Jahrhundertwende durch Rückwendung zur unmittelbaren Erfahrung auszubrechen. Unter dem Leitbegriff einer unmittelbaren Wesensschau einer "naiven" Erfahrung "an die Sachen selbst", löste er eine Rückbesinnung auf die "unmittelbaren Wurzeln des Erlebens" aus.

Heute, eine Generation später und aus Abstand ist deutlich, daß dieses Vertrauen auf das "ursprüngliche", das "eigentliche" Wesen als Methode zu kurz greift: auch unsere Phänomene sind uns durch unsere Sozialisation vermittelt, setzen zumindest implizit Kategorien, Vorgaben für Sprache und Kontext voraus und sind als letzte Basis für die Erkenntnis der "eigentlichen", "wahren" Dinge unzugänglich. Gleichwohl hat HUSSERL durch den Stil seines Denkens und Arbeitens im höheren Maße befruchtend auf die verschiedenartigsten Wissenschaften eingewirkt als irgend ein anderer zeitgenössischer Philosoph:

"Der Stil seines Arbeitens, minutiöse Analyse, hin- und herwendende Beschreibung des Gegenstandes folgt aus dem Ideal einer äußersten Annäherung an die ursprünglichen Gegebenheiten im Umkreis des Bewußtseins (PLESSNER 1979, S. 46).

Wesentliche Teile und Arbeitsrichtungen der frühen Psychologie sind direkt und indirekt durch HUSSERL angeregt und maßgeblich

bestärkt worden: dies gilt etwa in besonderer Weise für Th. LIPPS, für Alexander PFÄNDER, für Max SCHELER und auch für die gestalttheoretische Forschung.

FLESSNER (1979) sagt es noch allgemeiner:

„Kaum eine prinzipielle Neuerung in der Wissenschaft der letzten 30 Jahre ist ohne den mindestens mittelbaren Einfluß der Phänomenologie zu denken. Die Schärfung des Sinnes für Wesensstrukturen, für Urformen, Sinneinheiten und Strukturzusammenhänge, die Freude an der Unauflöslichkeit einer Person, einer Epoche, die Achtung vor Intentionen, die den unsrigen fremd sind: mit einem Wort die Zurückdrängung kausal analysierender zugunsten wesentypisch "morphologisch" beschreibender, verstehender Haltung ist, wenn nicht der Phänomenologie zu danken, doch nur durch das phänomenologische Prinzip zu rechtfertigen gewesen (1979, S. 63).“

b) Zweitens kann unter Phänomenologie eine psychologische Arbeitsweise verstanden werden, bei der sich der Forscher im Wesentlichen auf eigene oder umgibtete sch-vekgügbane *Phänomene* andvtvt Leute bezieht. In diesem Sinne sind weite Teile der Charakterologie als phänomenologisch-orientierte Ansätze zu sehen: LERSCH und WELLEK, KLAGES und ROTHACKER basieren in ihren Aussagen im Wesentlichen auf eigenen Phänomenen: wie sich Gefühle und Stimmungen unterscheiden, wird nicht durch empirische Befunde oder logische Analysen ermittelt, sondern durch den Rückbezug auf *eigene* subjektive Phänomene und vor allem durch den Rückbezug auf Sprache. So trifft etwa WELLEK (1950) in seinem charakterologischen Hauptwerk "Die Polarität im Aufbau des Charakters" auf dieser Basis Unterscheidungen im Bereich des Willenserlebens:

"Wir haben also für den Bereich des Willens zu unterscheiden:

1. Willensheftigkeit (Durchschlagskraft, Stoßkraft);
2. Willensstetigkeit (Festigkeit, Zähigkeit, allenfalls Spannkraft)

Zwischen beiden Formen besteht offensichtlich ein weitgehend analoger Unterschied wie zwischen Lebendigkeit und Lebensfähigkeit im vitalen Bereich, wie zwischen dem tiefen, im gegebenen Augenblick meist unintensiven Fühlen und dem affektvoll intensiven, aber flachen Fühlen im Gefühlsbereich. Und ferner besteht ein offenkundiger Zusammenhang zwischen Willensheftigkeit und Triebhaftigkeit, auch - weniger deutlich - zwischen Willensstetigkeit und Instinktsicherheit ("Sicherheit", d.h. Festigkeit, hier wie dort)" (WELLEK 1950, S. 115).

c) Ein dritter psychologischer Denkansatz, der sich ebenfalls phänomenologisch nennt, geht von der Prämisse aus, daß uns nur subjektive Phänomene zugänglich seien und wir uns deswegen grundsätzlich auf die subjektiven Phänomene des Menschen beschränken sollten. Diese Auffassung wird auch "Phänomenalismus" genannt, aber, soweit wir sehen wird sie nirgendwo explizit vertreten: dagegen wird sehr häufig all denen, die sich überhaupt auf Phänomene beziehen, voreilig unterstellt, dann müßten sie Phänomenalisten sein und dürften offensichtlich nichts außer den subjektiven Phänomenen berücksichtigen. Diese Eingrenzung dient in erster Linie dem Zwecke der besseren Bekämpfbarkeit und hat sonst keine Bedeutung.

d) Viertens kann ein psychologischer Denkansatz phänomenologisch genannt werden, der die systematische und thematische Zuwendung zu den Phänomenen des einzelnen Menschen als einen unter mehreren möglichen Zugangswegen zu psychologischen Sachverhalten ansieht und anerkennt. Für psychologische Forschung ist dies der einzige legitime Ansatz. So etwa MACLEOD 1947, S. 193 f:

"Mit phänomenologischer Methode, wie sie in der Psychologie angewendet wird, ist der systematische Versuch gemeint, die Welt der Phänomene, so wie sie sich uns darstellt, in allen wesentlichen Charakteristika zu beobachten und zu beschreiben."

Für HERRMANN (1961, S. 524) ist Phänomenologie

"... ein spezifischer Zugang des Psychologen zu Gegenständen überhaupt, nicht aber die Bevorzugung oder die Alleinbeachtung bestimmter Gegenstandsbereiche."

Im übrigen ist hier die Terminologie und Abgrenzung im einzelnen uneinheitlich. GRAUMANN und METRAUX (1977, S. 29) schlagen daher vor, lediglich von einer "phänomenologischen Orientierung" zu sprechen und damit das Mißverständnis zu vermeiden, daß Phänomenologie als Subdisziplin neben anderen Teilbereichen gesehen wird oder als generelles Credo gegen jede Quantifizierung mißverstanden werden kann.

Häufig gerät bereits in den Definitionen der Anspruch zu hoch. So spricht etwa METZGER (1952, S. 143) von der "deutungsfreien Beschreibung" als einer Methode, das "unmittelbar Gegebene unbefangen, vorurteilsfrei und erwartungsfrei zu erfassen", während die meisten anderen Autoren Wert darauf legen, daß weder Theoriefreiheit noch Voraussetzungslosigkeit zu den Bestimmungsstücken phänomenologischer Vorgehensweise gehören können. So spricht etwa HERRMANN (1976, S. 606) vorsichtiger von einer "theoriearmen Beschreibung", und schon MACLEOD (1947) weist darauf hin, daß die phänomenologische Methode nur ein Annäherungsverfahren sein kann.

"Was wir benötigen, ist nichts weniger als eine komplette Darstellung der Welt des Individuums in Begriffen seiner wesentlichen sozialen Strukturen. Dies ist natürlich ein unerreichbares Ideal, aber auch schon ein Teilerfolg würde einen Fortschritt bedeuten" (1947, S. 208).

Ähnlich vorsichtig definiert auch KOFFKA (1935, S. 73) Phänomenologie:

"Für uns meint Phänomenologie eine Beschreibung direkter Erfahrung, die so unvoreingenommen und vollständig wie möglich ist."

*Es ist oft nützlich, mehrere Phänomen-Begriffe zu unterscheiden.* Zunächst einmal ist es sinnvoll, zwischen den Phänomenen selbst als dem subjektiven, erlebten Kognitionsbestand hinsichtlich eines Gegenstandes oder Sachverhalts und dem - zumeist wohl verbalen - Bericht darüber zu unterscheiden: *Phänomen* und *Phänomenbericht* (Aussage) sind nicht identisch, man berichtet nicht Phänomene, sondern man berichtet über Phänomene. Und es ist ein zentrales Problem der psychologischen Methodenlehre, bei der systematischen Erfassung von Aussagen über

Phänomene Unterschiede zwischen Phänomen und Phänomenbericht möglichst gering zu halten.

Wenn der Bericht des Versuchsteilnehmers nicht vollständig und authentisch erfaßt wird, sondern nur "sinngemäß", "auf das Wesentliche reduziert" oder in Ausschnitten hinsichtlich eines bestimmten Sachverhaltes, dann mag es begrifflich sinnvoll sein, *Phänomen*, *Phänomenbericht* und *Phänomenprotokoll* zu unterscheiden.

In all den Fällen, in denen ein Gegenstand oder ein Sachverhalt die objektivierbare Grundlage eines Phänomens bildet, ist es zweckmäßig diese beiden Dinge begrifflich zu trennen. Hier könnte man die bereits erwähnte Unterscheidung von RAUSCH (1952) zwischen "Ontogramm" und "Phänogramm" heranziehen.

RAUSCH verwendet dieses Begriffspaar, wie bereits erläutert, im Bereich figural-optischer Wahrnehmung zur Unterscheidung von Vorlagefiguren und deren phänomenalen Korrelaten in der Wahrnehmung der Versuchsteilnehmer. Eine Ausdehnung in andere Bereiche etwa der akustischen oder **haptischen** Wahrnehmung ist sinnvoll, auch eine Ausdehnung auf komplexere Sachverhalte erscheint uns möglich.

Bei einer Reihe von Fragestellungen ist es darüber hinaus sinnvoll, zwischen phänomenal-objektiven und phänomenal-subjektiven Gegenständen oder Sachverhalten zu unterscheiden: Den Baum vor meinem Fenster erlebe ich phänomenal-objektiv, ein Nachbild an der Wand, nachdem ich lange in eine helle Glühbirne gestarrt habe, als phänomenal-subjektiv (vgl. auch die Unterscheidung von METZGER, 1954, S. 13 ff zwischen verschiedenen Wirklichkeitsbegriffen).

Und schließlich ist es auf der Basis eines kritisch-realistischen Ansatzes sinnvoll, den Phänomenbegriff ausschließlich für den Bereich der phänomenalen (anschaulichen, erlebten) Welt zu reservieren. Demnach macht es keinen Sinn, von einem "Phänomen der Geldentwertung" oder dem "Phänomen der Überlastung eines Leitungsnetzes" zu sprechen. Hier handelt es sich um "Sachverhalte". Innerhalb der phänomenalen Welt kann sich der Phänomenbegriff prinzipiell sowohl auf das Erleben des einzelnen Individuums wie auch mehrerer Individuen beziehen. In wie weit jedoch hinter gleichen sprachlichen Bezeichnungen für ein Phänomen die gleiche Repräsentation steht, ist im Einzelfall zu überprüfen.

BRÜCKERHOFF (1982) konnte am Begriff des Vertrauens zeigen, daß bei N=14 Versuchsteilnehmern, die sie mit Hilfe der Strukturlegetechnik (SCHEELE und GEBEN 1979) befragte, die Phänomenbereiche Vertrauen höchst unterschiedlich strukturiert sind. Während frühere Autoren wie ERIKSON (1953, 1965), LUHMANN (1973) und DEUTSCH (1962) gewissermaßen genau gewußt haben, was Vertrauen ist, es dementsprechend definieren konnten, waren bei den 14 Versuchsteilnehmern von BRÜCKERHOFF die subjektive Bedeutung, der Begriffsumfang, der Begriffsschwerpunkt und die Zusammenhänge mit anderen Phänomenen so unterschiedlich, daß eine Gesamtzusammenfassung zum Phänomen Vertrauen der Autorin nicht gerechtfertigt erschien.

### 5.3. Generelle Schwierigkeiten, die einer phänomenadäquaten Erfassung entgegenstehen

FEGER und GRAUMANN (1983, S. 76f) unterscheiden unter methodologischen Gesichtspunkten drei Ausgangslagen bei der Beobachtung: es kann um die Beobachtung des eigenen Erlebens, des eigenen Verhaltens oder fremden Verhaltens gehen. Die Untersuchung fremden Verhaltens wird in der Methodenliteratur unter dem Stichwort Beobachtung zumeist hinreichend behandelt, für die Schwierigkeiten bei der Beobachtung eigenen Erlebens und eigenen Verhaltens fehlt systematische Literatur weitgehend. Ersatzweise ist häufig darauf verwiesen worden, sich stattdessen an hervorragenden Modellen dieser Arbeitsweise zu orientieren.

Im Zusammenhang mit der phänomenologischen Methode wird besonders häufig auf das Buch von David KATZ "Die Erscheinungsweise der Farben" und WERTHEIMERS Arbeit von 1912 über das Sehen von Bewegung hingewiesen. Sie gelten als zentrale und bedeutende Lehrstücke dafür,

„... wie eine sorgfältige Phänomenologie zu einer durchgehenden Neuformulierung des gesamten Problems der Wahrnehmung führen konnte" (MACLEOD 1947, S. 194).

Auch Kurt KOFFKAs Hauptwerk von 1935 könnte als ein in dieser Hinsicht (freilich sehr aufwendiges) Beispiel des praktischen Umgehens mit der phänomenologischen Methode gelesen werden: die selbstverständlichen Dinge geduldig hinterfragen, in die Reflexion einfache Denkübungen und Gedankenexperimente einbeziehen, plausible Sachverhalte dokumentieren und danach erst systematische quantitative empirische Forschung anzusetzen, wären einige der hier einschlägigen Stichworte.

Das ist etwa im 10. Kapitel von KOFFKAs Buch besonders deutlich und eindrucksvoll, wo es um Gedächtnisprozesse geht: KOFFKA kann zeigen, daß eine Reihe von wesentlichen Grundsachverhalten bereits vor aller quantitativen Experimentiertechnik durch sorgfältige unvoreingenommene und geduldige Beobachtung von Alltagssachverhalten klar entschieden werden können.

Eine wesentliche Schwierigkeit, die dem phänomenentsprechenden Bericht eines Versuchsteilnehmers gegenübersteht, ist die erlernte naturwissenschaftlich-kritische Haltung, "sich nichts vormachen zu lassen". So sind wir etwa bei der optischen Wahrnehmung gewohnt, von störenden Bedingungen zu abstrahieren, und die Dinge so zu "sehen", wie sie "eigentlich" sind. Diese Entgleisung ins vermeintlich Objektive von BRUNSWIK (1934) *Objektentgleisung* genannt, ist bei vielen Versuchsteilnehmern nur mit viel Mühe oder aber gar nicht zu beseitigen: daß ein Stück schwarze Kohle im Sonnenlicht heller ist als ein Stück weißes Papier bei unzureichender Beleuchtung, daß eine gleichlange senkrechte Linie kürzer erscheint als eine waagerechte, diese Dinge phänomenentsprechend zu sehen und nicht mit vor-eiligen Urteilen zu vermischen, kann ein langwieriger Erziehungsprozeß sein.

#### 5.4. Sechs falsche Prämissen bei phänomenologischem Vorgehen

Eine Reihe von methodischen Schwierigkeiten läßt sich dadurch ausräumen, daß man die zumeist impliziten Voraussetzungen expliziert, die häufig in die Phänomenerfassung eingehen und Ergebnisse oft unbrauchbar machen. Wir versuchen, die wesentlichen dieser Prämissen unter sechs Punkten kurz aufzuzeigen und zu kommentieren.

##### 5.4.1 Erste falsche Prämisse: Phänomenologie ist voraussetzungslos.

Während sich in der Methodenlehre allgemein die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß es voraussetzungslose Forschung nicht gibt, vielmehr in jedem Fall die praktisch bestehenden Voraussetzungen expliziert werden müssen, wird für die Phänomenologie häufig noch das "Pseudoideal einer reinen Voraussetzungslosigkeit" (kritisch hierzu GRAUMANN und METRAUX 1977) angenommen. Wenn etwa mit METZGER die Phänomenologie "als deutungsfreie Beschreibung" gekennzeichnet wird, so liegt dem leicht die Unterstellung zugrunde, daß man hier einen unmittelbaren Zugang zu den Fakten selbst habe. Diese Vorannahme ist in mehrererlei Hinsicht schief:

- Phänomen und Phänomenbericht werden zumeist nicht identisch sein können, schon deshalb kann der Phänomenbericht nicht als der "wahre Sachverhalt selbst" gesehen werden.
- es kann nicht grundsätzlich und überall vorausgesetzt werden, daß die Phänomene eines Beteiligten immer die beste Annäherung an die objektiven Verhältnisse sind: Der Bericht eines Kindes über seine häusliche Situation ist als solcher wichtig, kann aber natürlich von den wirklichen Verhältnissen erheblich abweichen.
- Beobachtung und Beschreibung fußen selbst vielfach auf einer Reihe von Voraussetzungen, die expliziert werden müssen.

5.4.2 Zweite falsche Prämisse: Der Phänomenbestand ist bei allen Menschen im Prinzip gleichartig strukturiert. Wenn man eine solche Prämisse explizit ausformuliert, dann ist sofort deutlich: dies ist eine sehr unzweckmäßige Annahme, die für die meisten Sachverhalte als widerlegt gelten kann. Wer wollte im Ernst behaupten, daß die Struktur, der formale Aufbau, das Zueinander von Gefühlen, Strebungen und Motivationen bei allen Menschen im Prinzip gleich organisiert sei. Dennoch: in weiten Bereichen psychologischer Forschung wird - zumeist undiskutiert - unterstellt, im Prinzip und im großen Ganzen sei die Einheitlichkeit des Phänomenbestandes bei Menschen eine nützliche Annahme. Wenn etwa gefragt wird,

- ob der Mensch nach Selbstverwirklichung strebe
- ob personale Attraktion durch Gleichheit oder Gegensätzlichkeit der Partner positiv beeinflußt werde
- ob Anlage oder Umwelt größere Bedeutung habe
- ob eine bestimmte Therapiemethode erfolgreicher sei als andere

dann wird bei der theoretischen Reflexion wie auch den empirischen Versuchen, eine solche Frage zu beantworten, häufig vorausgesetzt, allgemeine Aussagen hinsichtlich solcher Fragen seien möglich, sinnvoll und nützlich.

Für phänomenologisch orientierte Denkansätze wird diese Prämisse denn auch im allgemeinen klar und deutlich zurückgewiesen. So formuliert etwa KELLY (1955) im "Individualitätskorollarium": "Personen unterscheiden sich voneinander in ihrer Konstruktion von Ereignissen" (1955, S. 55 ff). Und im "Organisationskorollarium" heißt es: "Alle Menschen entwickeln je für sich, um überhaupt antizipieren zu können, ein charakteristisches Konstruktsystem einschließlich geordneter Zusammenhänge zwischen den Konstrukten" (1955, S. 56 ff). Ähnliche Voraussetzungen finden sich auch bei allen anderen phänomenologisch orientierten Autoren wie etwa MISCHEL (1973).

Wahrscheinlich gerät die voreilige Generalisierung auch deshalb so häufig unbemerkt in die wissenschaftliche Literatur, weil sie in der Umgangssprache, in der Literatur und auch in weiten Bereichen von Philosophie und Soziologie ganz selbstverständlich und unkritisch verwendet wird. Hier bieten Autoren häufig völlig unbefangene ihre eigenen Phänomene als unbezweifelbare allgemeine Erkenntnisse an:

- nach Auschwitz kann man kein Gedicht mehr schreiben (ADORNO)
- Heiraten heißt seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln (SCHOPENHAUER)
- Wer von Schaffensfreude spricht, hat höchstens Mücken geboren (EBNER-ESCHENBACH)
- Man sagt immer was Dummes, wenn man was Allgemeines oder was künftig zu Tuendes sagt (GOETHE)
- Es ist besser, Du glaubst an das Falsche, als Du zweifelst am Wahren (GOETHE)
- Alle Institutionen sterben an ihren Siegen (DAHRENDORF)
- Wer ohne Würde ist, ist ohne Wert (WIECHERT)
- Niemand, der vom Größten und Wichtigsten der Welt spricht, meint, daß es das wirklich gäbe (MUSIL)
- Alle Dummheiten der Weltgeschichte sind am Vormittag geschehen (Karl KRAUS).

Demgegenüber gilt es festzuhalten, daß Phänomene zunächst einmal nur als das angesehen werden dürfen, was sie ihrer Herkunft nach sind: Phänomene dessen, der sie berichtet, und nichts darüber hinaus.

##### 5.4.3 Dritte falsche Prämisse: die Phänomene sind grundsätzlich wichtiger als die Sachverhalte.

Wir haben in der Psychologie lange Zeit Mühe gehabt, die phänomeneale oder ( nach METZGER 1954) anschauliche Welt als psychisch-real anzuerkennen und Reste dieser Nichtanerkennung des "lediglich Psychischen" spuken auch heute noch durch manche Diskussion. Nachdem inzwischen aber die grundsätzliche Anerkennung der Phänomene der anschaulichen Welt erfolgt ist und hinsichtlich unterschiedlicher Begriffe von Wirklichkeit sorgfältige Unterscheidungen vorliegen (vgl. besonders METZGER 1954, Kap. 1 "das Problem des seelisch Wirklichen" mit seiner



Unterscheidung von fünf Wirklichkeitsbegriffen; hierzu auch SADER 1983, S. 241 ff), muß man sich anscheinend vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, der in einen sterilen und unfruchtbaren Phänomenalismus führt: die anschauliche Welt als das einzig Reale, als das Zentrale und als allein untersuchenswert anzusehen. Das Ernstnehmen von Phänomenen darf nicht heißen, die Beziehung zu außerhalb des eigenen Phänomenbereichs liegenden objektiven Sachverhalten; Ereignissen und Bedingungen zu ignorieren.

In einem kritisch-realistischen Ansatz besteht diese Gefahr nicht, weil stets von mehreren Analyseebenen ausgegangen wird, wobei die phänomenalen Sachverhalte zwar eine wichtige, aber eben nur eine der Ebenen darstellen.

5.4.4. Vierte falsche Prämisse: für die Phänomenerfassung gibt es so etwas wie ein Alles-oder Nichts-Prinzip. Die Diskussion der Nützlichkeit und/oder Brauchbarkeit der Erfassung von subjektiven Daten leidet im besonderen Maße unter einer voreiligen Generalisierung. So haben etwa NISBETT und WILSON (1977) in einem viel beachteten Artikel anhand vorliegender Literatur und eigener empirischer Arbeit darauf hingewiesen, daß Versuchsteilnehmer nur im begrenzten Umfange in der Lage sind, richtig über eigene Phänomene zu berichten. Sie konnten überzeugend zeigen, daß es zahlreiche Fälle gibt, in denen Versuchsteilnehmer nicht die gefragten Phänomene berichten, sondern stattdessen eigene Vermutungen, Rechtfertigungen, Kausalattributionen und dergl. Abgesehen aber von der Fragwürdigkeit, induktiv aus den referierten Forschungsergebnissen zu generalisieren, spricht auch jede Plausibilität und Alltagserfahrung dagegen, daß Menschen grundsätzlich nicht in der Lage seien, über ihre eigenen Phänomene zu berichten. Die bisherige Forschung zeigt eher, daß Versuchsteilnehmer sehr wohl über eine Reihe von mentalen Prozessen detailliert berichten können, hingegen 211 anderen, vor allen Dingen sehr schnell ablaufenden oder bereits weitgehend automatisierten Prozessen kaum Zugang haben. Hier bietet die Anbindung an Modelle der Informationsverarbeitung (vgl. etwa ERICSSON und SIMON 1980) die Möglichkeit, präziser vorherzusagen, wann valide Informationen bei der Selbstbeobachtung zu erwarten sind und unter welchen Bedingungen die Versuchsteilnehmer überfordert sind. Wahrscheinlich ist es nützlicher, von einem Kontinuum der Zugänglichkeit phänomenaler Daten auszugehen, anstatt von einer Dichotomie von zugänglich versus unzugänglich.

Ganz allgemein herrscht in der Forschungspraxis Einigkeit darüber, daß die - auch nur leidlich vollständige - Erfassung von Phänomenen unerreichbar ist: Phänomene sind häufig komplex und vielschichtig, teilweise flüchtig und in der merkwürdigsten Weise miteinander **verwoben**. Unsere sprachlichen Fähigkeiten sind unzureichend, die Wiedergabe ist durch eine Anzahl von **Schwierigkeiten** behindert. Wie groß hier die Schwierigkeiten angesichts der Komplexität der Sachverhalte sind, kann man etwa an Berichten demonstrieren, die im Rahmen der Würzburger Schule über Denkversuche entstanden sind: Erlebnisse von wenigen Sekunden ergaben teilweise seitenlange Berichte.

#### 5.4.5 Fünfte falsche Prämisse: Adäquate Phänomenerfassung kann jeder, wenn er nur will

Was der Laie für die Wiedergabe phänomenaler Daten hält, ist häufig eine Mischung von definitiven Setzungen, Begriffs-erklärungen, empirischen Verallgemeinerungen und dem Teil der Sachverhalte, auf die der Beobachter besonders geachtet hat oder die für ihn besonders eindrücklich waren. Hier ist es mit LEWIN zweckmäßig, einen prinzipiellen Unterschied zwischen der Alltagsbeobachtung und der Beobachtung für wissenschaftliche Zwecke zu machen. Die leidlich deutungsfreie Beschreibung ist schwierig und nur mühselig erlernbar. So schreibt schon GOETHE:

"Was ist das Schwerste von allem? Was Dir das Leichteste dünkt, mit den Augen zu sehen, was vor den Augen Dir liegt."

Wie BORING (1953, S. 172) berichtet, wurde in Wilhelm WUNDTs Laboratorium niemand für wissenschaftliche Beobachtung zugelassen, der weniger als 10 000 kontrollierte Introspektionsreaktionen hinter sich gebracht hatte. Das mag übertrieben sein, aber jedenfalls ist offenbar handwerkliche Schulung unerlässlich, vermutlich am ehesten an einfachsten und übersichtlichen Befunden; in denen die Phänomene von dem abweichenden, was der Beobachter nach seinem Vorwissen erwartet.

Insbesondere in der älteren Literatur wird häufig auch der Begriff der Introspektion anstelle von Selbstbeobachtung und Erlebnisbeschreibung gebraucht. Wir folgen hier dem Vorschlag von FEGER und GRAUMANN (1983, S. 76), die von Introspektion nur dann zu reden pflegen, wenn "zugleich entsprechende bewußtseinstheoretische Positionen ... mitgemeint sind".

#### 5.4.6 Sechste falsche Prämisse: Phänomenberichte bedürfen keiner Interpretation

Wenn Phänomenberichte nicht, wie gelegentlich fälschlich angenommen wird, gewissermaßen die Sache selbst sind, sondern methodisch unter bestimmten angebbaren Bedingungen gewonnene Daten mit allen ihren Mängeln und Schwächen, dann ist es deutlich, daß phänomenale Daten genauso der methodologischen und inhaltlichen Interpretation bedürfen, wie alle anderen empirischen Befunde: Phänomenberichte können wertvoll oder wertlos sein, sie können in bestimmter Hinsicht verzerrt sein, sie können unter Umständen unter Zuhilfenahme von subjektiven Theorien der Berichtenden oder mit Hilfe von außen herangetragenen Ordnungsprinzipien erklärt werden.

### 5.5. Zehn praktische Ratschläge

Obleich wir nicht sicher sind, daß die folgenden Ratschläge für *jede* Forschungssituation nützlich sind, wollen wir doch versuchen, eine Art Anforderungskatalog für die Erhebung phänomenaler Daten aufzustellen.

#### 5.5.1 Die Art der personalen Beziehung zwischen Forscher und Befragtem kann für die Qualität eines Phänomenberichtes wichtig sein.

Die heute oft beklagte Reduktion der Versuchsteilnehmer auf "Versuchsmaterial" (vgl. etwa CARLSON 1971) war schon in der frühen psychologischen Literatur nicht die einzig mögliche

Verfahrensweise. Insbesondere in der eher qualitativ orientierten Forschung und in eher phänomenologisch orientierten Bereichen wie der Denkpsychologie gab es durchaus auch andere Formen von Selbstverständnis im Umgang mit Versuchsteilnehmern. So schreibt etwa Oswald KÜLPE (1914):

"So steht denn die eigenartige menschliche Beziehung zwischen dem Versuchsleiter und seinen Versuchspersonen im Mittelpunkt des ganzen Institutsbetriebes. Ein Vertrauensverhältnis umschließt beide. Die sozialen Bande wechselseitiger Rücksicht und Opferbereitschaft, gegenseitigen Verständnisses und Wohlwollens bilden eine Voraussetzung für das Gedeihen einer wissenschaftlichen Arbeit. Der Versuchsleiter muß auf den guten Willen, auf strenge Pflichterfüllung, auf volle Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Versuchspersonen zählen können und diese müssen sicher sein dürfen, daß sie eine humane Behandlung erfahren, ihre Bereitwilligkeit nicht ausgebeutet, auf ihre Ermüdung oder sonstige ungünstige Dispositionen Rücksicht genommen wird und daß ihre Aussagen nicht mißbraucht werden. So breitet sich eine Atmosphäre edler, menschlicher Beziehungen, eine wahrhaft ethische Atmosphäre im psychologischen Institut aus, wie sie in der Akademie des Plato, im Lykeion des Aristoteles oder in der Säulenhalle der Stoiker geherrscht haben mag. Die Blüte wissenschaftlicher Kultur strömt hier zugleich den feinen Duft einer sittlichen Gesinnung aus. Die psychologischen Versuche fordern nicht nur unsere Einsicht, sondern auch unsere Menschlichkeit. Sie werden zu einer Schule nicht nur für den Geist, sondern auch für den Charakter" (KÜLPE 1914, S. 1230).

In den beiden letzten Jahrzehnten ist die Frage nach der Beziehung zwischen dem Forscher und dem Versuchsteilnehmer des öfteren thematisiert worden, zumeist eher aus wissenschaftstheoretischer und methodischer als aus moralischer Sicht (Vgl. hierzu die Stichworte "Artefaktforschung" und "Sozialpsychologie des Experiments", z.B. ROSENTHAL und ROSNOW 1969, MERTENS 1975, GNIECH 1976; zu ethischen Problemen vgl. besonders SCHULER 1980). Für die methodische Begründung ist zunächst einmal ganz allgemein davon auszugehen, daß die partnerschaftliche Einbeziehung des Erkenntnis-"Objektes" in den Forschungsprozeß und die Berücksichtigung der reflexiven Dimensionen des Individuums die Qualität des Forschungsergebnisses verbessern kann. So etwa FRIEDRICH (1973, S. 206):

"Je mehr sich eine Person für ein Thema interessiert, desto gültiger sind seine Angaben."

Der (leidlich) gleichrangig am Prozeß, am Gespräch und an der Darstellung beteiligte Versuchsteilnehmer wird nicht nur eine höhere Motivation, sondern auch faktisch bessere Möglichkeiten haben, seine eigene Sichtweise, seine Phänomene, seine Reflexionen und dadurch angeregte Ideen zu produzieren und im Gespräch zu vermitteln. Diese "nicht-experimentell-evozierte Spontansprache des Erkenntnisobjektes" (GROEBEN und SCHEELE 1977, S. 28) kann sich dann zunächst einmal im günstigen Falle als reichhaltige und phänomenadäquate Datenproduktion niederschlagen; darüberhinaus wird der Versuchsteilnehmer in manchen Fällen auf der Meta-Ebene helfen können, das Design zu gestalten. Hierzu etwa KEBECK (1982) für den Bereich der Gedächtnisforschung:

Auf der methodischen Ebene liegt der wesentliche Fortschritt meiner Ansicht nach darin, daß das, was bisher "im Kopf des Forschers" geschah, nämlich die Auswahl der als wichtig definierten Dimensionen, jetzt unter Beteiligung der Versuchspersonen geschieht und der Prozeß so expliziter und kritisierbarer wird: der Forscher stellt nicht mehr Vermutungen darüber auf, was die wichtigen Dimensionen für die Versuchspersonen sind, sondern er befragt sie selbst" (1982, S. 88).

Ähnlich auch SCHEUCH (1977; S. 153), der im Interview in seinen Interviewpartnern möglichst einen Partner sehen möchte:

..... " und entsprechend soll ihm der Interviewer das Gefühl vermitteln, daß man gemeinsam eine Aufgabe zu lösen habe" (1967, S. 153).

Ähnlich weist auch BRONFENBRENNER (1981) darauf hin, daß sich das Fehlerisiko wesentlich verringert, wenn man die Versuchsteilnehmer in das wissenschaftliche Vorhaben einbezieht. (Vgl. auch die ausführliche Diskussion bei GROEBEN und SCHEELE 1977; HARRE 1974; MOSER 1977 für den Bereich der Aktionsforschung)

Es ist sicher ein wichtiger Erkenntnisfortschritt, wenn in der neueren Methodenlehre wenigstens von einigen Autoren darauf hingewiesen wird, daß die Beziehung zwischen dem Forscher und den Menschen, die ihm seine Daten liefern, für die Qualität dieser Forschung wichtig ist. Gelegentlich wird dabei in utopischer Übersteigerung dessen, was möglich ist, eine völlige Symmetrie oder Gleichrangigkeit der Beziehung gefordert. Unter vielen Bedingungen ist ein solcher Anspruch nicht nur unrealistisch hoch, sondern der Sache nach unnötig. Vertrauensvolle Hilfsbereitschaft des Versuchsteilnehmers kann auch in einer als

zeitweise asymmetrisch empfundenen Beziehung realisiert werden.

#### 5.5.2 Die grundsätzliche Mangelhaftigkeit der Möglichkeit

angemessener Verbalisierung vorher thematisieren  
Aus eigenem Erleben ist uns deutlich, daß wir selten imstande sind, *eigene* Phänomene angemessen in Sprache umzusetzen. Wir erleben, auch bei sorgfältigem Bemühen, im allgemeinen einen großen Abstand zwischen dem Phänomen und dem Phänomenbericht. Hier kann es neben demonstrativer Geduld und Zuwendung des Versuchsleiters zu seinem Gesprächspartner (Nehmen sie sich Zeit, versuchen Sie es noch einmal, sich in die Situation hineinzusetzen ...) auch nützlich sein, den Sachverhalt der grundsätzlichen Unmöglichkeit vollständiger Berichte selbst zu thematisieren.

Wir können den Versuchsteilnehmer auffordern

- vorläufige Formulierungen ausdrücklich zuzulassen
- ungeordnete Bruchstücke oder Teilaspekte der Phänomene vorab herauszugreifen
- uns mitzuteilen, wie nahe oder wie fern seine Aussage dem ist, was er eigentlich sagen wollte, aber zum Beispiel wegen der Armut unserer Sprache nicht ausdrücken konnte.

### 5.5.3 Die rasche Veränderlichkeit und Labilität der Phänomene einbeziehen.

Daß die Beobachtung eines Phänomens eben dieses Phänomen verändern oder möglicherweise zerstören kann, ist schon von der frühen Literatur an einer der häufigsten Selbsteinwände oder Einwände gegen phänomenologische Forschung überhaupt und wird unter dem Stichwort Objekt Konstanz diskutiert (vgl. etwa MAHON und WOOD 1976). Meist wird dieser Einwand allerdings übergeneralisiert. Hier gilt es vielmehr zu unterscheiden. Wahrscheinlich werden alle Sachverhalte in gewissem Maße durch die Tatsache ihrer Thematisierung verändert. Manchmal ist das freilich völlig unerheblich und keine Einschränkung der Forschungssubstanz: starke, auch experimentell erzeugte Phänomene des Ärgers, des Neides, des Mitleides oder der Freude können so stabil sein, daß sie durch Thematisierung und Bericht nicht so erheblich beeinträchtigt werden, daß dies ihre Erforschung sinnlos erscheinen lassen könnte (vgl. hierzu schon die Argumentation bei LEWIN 1929 zur "Schaffung starker Feldkräfte").

Andererseits mag es Phänomene geben, die sich bei näherer Betrachtung und länger dauernder Thematisierung verändern. Vor allem ist deutlich, daß sich Phänomene gegenüber einer anderen Person leicht durch die Tatsache ihrer Verbalisierung ändern: Wut oder Haß, Angst in einer Bedrohungssituation, Freude über einen Erfolg, Ärger über einen Mißerfolg, Verärgerung über die Äußerung von jemandem, das alles mögen Phänomene sein, die durch eine längere Thematisierung sich bereits wieder verändern, also nicht in ihrer ursprünglichen Form und Gestalt erhalten bleiben und auch nicht in dieser erforscht werden können. Wenn man derartige Phänomene nicht generell aus der Forschung ausschließen will, muß man wohl in Kauf nehmen, daß eine solche Veränderung legitim ist. Wir können sie selbst wiederum zum Forschungsgegenstand machen.

Darüberhinaus kann es Phänomene geben, die so leicht, flüchtig und empfindlich sind, daß brauchbare Berichte darüber nicht erwartet werden können. Ob das der Fall ist, ist wiederum eine empirische Frage und auch von der Schulung, der Motivation und der Geduld des Versuchsteilnehmers abhängig. Es sollte jedenfalls nicht zur voreiligen Ausschließung subjektiver Daten aus Erfassungsprozessen führen.

### 5.5.4 N = 1 ist meist zu wenig

Ein großer Teil dessen, was üblicherweise als phänomenologisch orientierte Forschung bezeichnet wird, basiert auf den Phänomenen des Autors selbst. Sicher geraten auch in diesen Fällen die Phänomene anderer Leute mit in den Denkansatz; im allgemeinen aber nicht gleichberechtigt mit den Phänomenen des Autors. Er nimmt die Phänomenberichte anderer unter Umständen nur selektiv auf, und auch bei der Verarbeitung und Wiedergabe haben solche Phänomene, die sich nicht gut in das strukturelle System des Autors fügen, häufig geringere Chancen. Sicher verdanken wir Autoren wie LERSCH und KLAGES, BOLLNOW und WELLEK wesentliche Einsichten und heuristische Strukturierungen, aber es ist andererseits deutlich, daß ihre phänomenologischen Aussagen durch ihre eigene Weltanschauung, ihre Prämissen, ihre Strukturierungen maßgeblich mit geformt sind.

Dieser Einwand gilt übrigens nicht nur für die frühe charakterologische Forschung, an der er am liebsten festgemacht wird. Auch in vielen anderen Teilbereichen der Psychologie und in Arbeiten, die weltweite Bedeutung bekennen haben, werden die Sachverhalte unbefangen ausschließlich an eigenen subjektiven Phänomenen festgemacht, wie etwa bei HEIDER (1958). Hier wäre es häufig mit wenig Aufwand möglich, Phänomene und strukturelle Ordnungen von Phänomenen systematischer zu überprüfen.

### 5.5.5 Einstimmungsphasen für die Versuchsteilnehmer vorschalten

Für weite Bereiche psychologischer Forschung gilt es zumeist als unausgesprochene, aber weitgehend akzeptierte Prämisse, daß wir Menschen wichtige Kognitionen auf Befragen sofort und spontan produzieren können. Psychologische Wissenstests, Einstellungsfragebögen, mündliche Befragungen und Interviews arbeiten (notgedrungen) weitgehend mit dieser Voraussetzung. Selbst in der gedächtnispsychologischen Forschung wird die grundsätzliche Abrufbarkeit von Sachverhalten, häufig noch stillschweigend als selbstverständlich angenommen.

Gleichwohl wissen wir, sowohl aus der empirischen Forschung als auch aus dem eigenen Erleben im Alltag, daß diese Prämisse zumindest nur eingeschränkt gelten kann: an manche Dinge können wir uns nur unter bestimmten Bedingungen oder nur unter bestimmten Voraussetzungen erinnern, bei manchen benötigen wir Zeit, bis sie uns einfallen. So schreibt schon GOETHE:

"Wer hat nicht schon erfahren, daß über manche Gegenstände uns nur Lichter aufgehen und sich Mittel zur Mitteilung zu Gebote stellen, wenn Zeit und Umgebung entsprechend sind. Wir müssen gerade diese Natur vor uns, gerade diese Freunde um uns sehen, wir müssen gerade diese Gespräche vorher geführt, gerade diesen Punkt erreicht haben, um glücklich anzuknüpfen, die rechten Ausdrücke zu finden und der Gewißheit teilhaftig zu sein, daß sie selbst Nuancen möglichst richtig wiedergeben, unseren Sinn im Verständnis der anderen näher wie sonst treten werden" (zit. nach KEMP 1978, S. 384).

Methodische Möglichkeiten sind z.B. ein vorgeschaltetes freies Gespräch über den Gegenstand der Untersuchung; man kann den Versuchsteilnehmer ein paar Tage vorher über das Rahmenthema informieren und ihn bitten, sich zu diesem Thema an ein konkretes Ereignis zu erinnern, wie es etwa BRUCKERHOFF (1982) zum Thema Vertrauen erfolgreich getan hat. Man kann ganz allgemein optische und/oder akustische Hilfen zur Einstimmung geben, man kann

- den Versuchsteilnehmer etwa bitten, sich den Raum möglichst genau vorzustellen, in dem das Ereignis stattgefunden hat
- den Raum in der gleichen Weise ausstatten, damit er dem Raum der Originalsituation möglichst weitgehend entspricht, wie dies bei Erinnerungsprozessen im Psychodrama gern versucht wird
- die Befragung in einem Raum stattfinden lassen, in dem das ursprüngliche Ereignis stattgefunden hat
- akustische Hilfen geben, durch leise Hintergrundmusik bei der Vorstellung einer Party, durch Verkehrsgeräusche bei einer Straßenszene oder dergleichen.

### 5.5.6 Man muß Komplexität stehen lassen können.

Es gibt einfache, überzeugende und starke Phänomene, bei denen Phänomen und Phänomenbericht eine für Forschungszwecke hinreichende Übereinstimmung aufweisen. In der Regel sind Phänomene aber vielgestaltig und unübersichtlich. DÖRNER (1976, S. 18) unterscheidet hier zwischen der *Komplexität*, der *Dynamik* des Geschehens, der *Vernetztheit* des Phänomens mit anderen Sachverhalten und dem Grade der *Transparenz*. Wenn eine für einen bestimmten Zweck hinreichend vollständige Erfassung nicht möglich ist, so gibt es verschiedene Strategien des Umganges mit zu hoher Komplexität. Die landläufige Strategie ist es, die Komplexität zu Gunsten des thematischen Sachverhaltes schlichtweg zu ignorieren. Eine angemessenere, wenn auch schwierig durchzuhaltende Strategie ist es, Komplexität zu *akzeptieren*.

Hier mag etwa der Hinweis an die Versuchsteilnehmer nützlich sein, die Vielfältigkeit und Vielschichtigkeit nicht voreilig zu reduzieren, sondern stehen zu lassen, auch wenn die einzelnen Teile nicht recht zueinander passen, einander gar widersprechen und kein Ganzes ergeben.

### 5.5.7 Die Bezugssystemabhängigkeit phänomenaler Daten thematisieren.

Viele Aussagen unserer Umgangssprache basieren auf Bezugssystemen, die uns nicht bewußt sind. Das gilt auch für Aussagen über phänomenale Befindlichkeiten:

- ich war ein bißchen traurig, als ich das hörte
- ich habe mich sehr geärgert, als später zu Hause darüber nachdachte
- es ging mir an diesem Tage nicht gut
- bei der Bearbeitung dieser Aufgabe war ich wenig motiviert

Nicht alle Aussagen über Phänomene sind notwendigerweise bezugssystemabhängig: es kann auch einfache Vergleichsaussagen geben: die eine Linie ist länger als die andere. Soweit jedoch Bezugssystemabhängigkeiten zu erwarten sind, wäre es für die Beurteilung von Phänomenen nützlich, etwas über die zugehörigen Bezugssysteme zu erfahren, die mit der Aussage impliziert sind. Hier mag es sinnvoll sein,

- den Sachverhalt als solchen zu thematisieren und als solchen zu erfragen, wie dies etwa in freien Interviews üblich ist.
- ipsative Vergleiche zu erbitten: auf die Aussage: "ich war daraufhin ganz wahnsinnig aufgeregt", kann man den Versuchsteilnehmer auffordern, das Maß des Aufgeregtseins mit anderen erlebten Situationen zu vergleichen.
- Ankerreize anbieten: zur näheren Kennzeichnung der Aussage: "Ich kann Sabine gut leiden", kann man nach den entsprechenden Vergleichswerten bei anderen Personen fragen. Manchmal wird die zusätzliche Vorgabe einer Skala nützlich sein.

### 5.5.8 Ordnungssysteme anbieten

Man kann Phänomene auch dadurch besser faßbar machen, daß man Begriffssysteme, Kategorien, Ordnungssysteme zur Einordnung von Phänomenen vorgibt. Dies wird zweifellos die spätere Auswertung erleichtern, in manchen Fällen freilich wird eine solche Vorgabe die Phänomene selbst verändern

und verzerren. Häufig werden mit der Art und Weise der Vorgabe bereits implizite Aussagen gemacht, so daß nur bestimmte, durch Kategoriensysteme abgedeckte Phänomene eine Chance haben, verbalisiert zu werden.

### 5.5.9 Logische Konsistenz und Widerspruchsfreiheit können fehlen.

Wir sind als Wissenschaftler gewohnt, daß Denksysteme in sich konsistent und widerspruchsfrei sein müssen. Diese Anforderungen können wir an subjektive Theorien nicht grundsätzlich stellen (vgl. auch LOHAUS 1983, S. 159). Empirische Untersuchungen ergeben vielmehr häufig, daß viele Leute in sich inkonsistente Begriffssysteme haben, daß ihre Phänomenbestände voller Widersprüche und möglicherweise voller Dunkelfelder sind. Da können die einfachsten Informationen fehlen, es kann Brüche im System geben, es kann logische Inkonsistenzen geben, die unter Umständen gar nicht als solche bemerkt werden.

In der phänomenologisch orientierten Forschung und auch in der Gestalttheorie ist des öfteren darauf hingewiesen worden, daß logische Konsistenz und Widerspruchsfreiheit innerhalb des Phänomenbestandes nicht notwendigerweise vorausgesetzt werden können. So fordert etwa METZGER (1954, S. 12):

"Das Vorgefundene zunächst einfach hinzunehmen wie es ist; auch wenn es ungewohnt, unerwartet, unlogisch, widersinnig erscheint und unzweifelten Annahmen oder vertrauten Gedankengängen widerspricht....."

In ähnlicher Weise formulierte G.A. KELLY schon 1955 in seinem "Fragmentation Corollary":

"Ein Mensch kann nacheinander eine Vielzahl von Subsystemen im Bereich seiner Konstruktbildung benutzen, welche nach logischen Gesichtspunkten untereinander unvereinbar sind" (KELLY 1955, S. 83ff; zit. nach SADER 1980, S. 135)

Im Bereich phänomenologischer Datenerfassung mag es häufig sinnvoll sein, diesen Sachverhalt ausdrücklich zu thematisieren, um zu vermeiden, daß die Versuchsteilnehmer den Phänomenbericht in sich konsistent und widerspruchsfrei machen, damit aber von den Phänomenen abweichen.

### 5.5.10 Der Forscher sollte sich mehr Zeit nehmen.

Zweifellos dürfen psychologische Experimente die Geduld der Versuchsteilnehmer nicht überstrapazieren: die Teilnahme an Versuchen ist oft eine Gefälligkeit, der Forscher ist ein höflicher Mensch, der seine Umwelt nicht mehr als unbedingt erforderlich belästigen will. Im übrigen hat es auch der Forscher vielfach eilig, er steht innerhalb von Versuchsplänen unter Zeitdruck, seine Aufmerksamkeit ist nur auf bestimmte Teilaspekte des Versuchskonzepts konzentriert, der Versuch ist ihm bei längeren Versuchsreihen mittlerweile langweilig geworden und er möchte ihn rasch hinter sich bringen.

Dieser phänomenale Zeitdruck und der Versuch, ökonomisch im Umgang mit der Zeit aller Beteiligten zu sein, mag in manchen Forschungsbereichen unproblematisch sein, ist wohl zur Häufung von gleichartigen Versuchen zum Zwecke der quantitativen Auswertung oft auch unvermeidlich. Er führt freilich zu einer gewissen Vordergründigkeit und Kurzatmigkeit der

meisten Denkansätze in unserer Wissenschaft, was in den letzten Jahren häufig kritisiert worden ist (vgl. hier etwa CARLSON 1971, vor allem S. 297; GROEBEN 1981, S. 126 f)

Bei der Erfassung von Phänomenen insbesondere in komplexen Bereichen scheint es uns ein sinnvolles Vorgehen, sich wesentlich mehr Zeit für die einzelnen Versuche (und einzelnen Menschen) zu lassen und sich im Gespräch bemühen, tiefer nach den Wurzeln zu graben und nicht nur zum Zwecke der Ernte rasch an den Ästen zu rütteln. Die ganze Fragwürdigkeit einer solchen üblichen Vordergründigkeit, Beiläufigkeit und Eile kann man an einem Brief SCHILLERS an GOETHE deutlich machen: SCHILLER bedankt sich in einem Brief vom 2. Juli 1796 an GOETHE für die Übersendung des (eben fertig gestellten) Manuskriptes des Wilhelm Meister. Er schreibt dem Freunde nicht, wie wir heute unseren Kollegen zu schreiben gewohnt sind:

"vielen Dank für die Übersendung des Buches, welches mich sehr interessiert. Ich will sehen, daß ich an einem der nächsten Wochenenden ein wenig Zeit finde hineinzuschauen, aber Sie wissen ja ...."

Nein, er schreibt:

"Eine würdige und wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden." (zit. nach KEMP 1978, S. 424)

## 6. Die Rekonstruktion von Einzelfällen

Die Bedeutung der thematischen Untersuchung von Einzelfällen wird in der psychologischen Methodenlehre sehr uneinheitlich gesehen. In der konventionellen Einführungsliteratur herrscht der quantitative Ansatz vor: die Häufung von Fällen wird entweder implizit als selbstverständlich notwendig unterstellt oder aber mit dem Ausgleich von Störvariablen und Zufallsschwankungen begründet.

Daneben ist in weiten Bereichen der psychotherapeutischen Literatur der Bezug auf und die Argumentation mit Einzelfällen genauso selbstverständlich. Das zieht sich von Sigmund FREUD an durch die gesamte therapeutische Literatur. Dabei bleibt häufig unklar, ob der Einzelfall als Beweis für einen Sachverhalt, lediglich als Illustration für methodisches Vorgehen oder zur Thematisierung eines Sachverhaltes dienen soll.

Neben dieser unkritischen Bezugnahme auf den Einzelfall gibt es seit einiger Zeit in der psychotherapeutischen Methodoliteratur explizite Bezüge auf Einzelfalluntersuchungen unter methodologischen Gesichtspunkten. So hat etwa HUBER (1978) eine ausführliche methodenorientierte Einführung in das Problem der kontrollierten "Fallstudie" gegeben und dabei die Auffassung vertreten,

"... daß das Mißtrauen gegenüber einfallzentrierten Untersuchungsansätzen schnell abgebaut werden kann, wenn 1. auf die Indikation geachtet und das Untersuchungsrationale expliziert wird, 2. die Methoden der Datengewinnung weitgehend standardisiert sind und sich am je-

weiligen Stand der psychometrischen Forschung orientieren, 3. der Kontrolle der internen Validität durch entsprechende Maßnahmen bei der Versuchsplanung und Untersuchungsdurchführung Rechnung getragen wird, 4. die zufallskritische Absicherung der künftigen Befunde als "Zielvorstellungen" bereits bei der Versuchsplanung zum Tragen kamt und 5. die Generalisierbarkeit der Befunde durch Replikation an anderen Individuen demonstriert wird" (HUBER 1978, S. 1158).

Hier ist die Untersuchung des Einzelfalls nicht mehr mit der Ablehnung statistischer Verfahren verknüpft, im Gegenteil: hier werden diese gezielt und insbesondere bei längeren Zeitverläufen für die Untersuchung von Einzelfällen eingesetzt.

### 6.1. Hypothesenart und Einzelfall

Auch aus wissenschaftstheoretischer Sicht läßt sich die Beschränkung auf (einwandfrei dokumentierte) Einzelfälle argumentativ rechtfertigen. So unterscheidet etwa WESTMEYER (1979) im Anschluß an BUNGE (1967) und eine Darstellung von GROEBEN und WESTMEYER (1975, S. 108-130), acht verschiedene Hypothesenarten, die einer Untersuchung zu Grunde liegen können. Auf dieser Basis kann WESTMEYER dann in der Tat die Frage, ob ein Einzelfall oder eine Häufung von Fällen die Methode der Wahl sein sollen, einfach beantworten:

"Für alle Hypothesenarten, in denen Aussagen über einzelne Individuen gemacht werden, kommt die Analyse von Einzelfällen in Frage ... WESTMEYER 1979, S. 20).

Nach seiner Argumentation ist das dann der Fall, wenn dem Design eine der folgenden Hypothesenarten zu Grunde liegt

- singuläre Hypothesen
- pseudosinguläre (idiographische) Hypothesen
- unbestimmte Existenzhypothesen
- bestimmte (lokalisierende) Existenzhypothesen
- quasi-universelle Hypothesen
- unbeschränkte-universelle Hypothesen

Für die Forschung käme es denn nach WESTMEYER in erster Linie darauf an, vorab festzulegen, welche Art von Hypothese dem empirischen Ansatz zu Grunde liegt. Daß diese legitime Verwendung von Einzelfällen in der Forschung so wenig gesehen wird und undiskutiert das quantitative Experiment mit einer Häufung von gleichartigen Fällen als einziger legitimer Ansatz gesehen wird, führt WESTMEYER wohl mit Recht darauf zurück, daß sich die Erkenntnismethoden vielfach verselbständigt und den Blick auf die Erkenntnisinhalte und -ziele verstellen haben (1979, S. 21). Eine ähnliche Argumentation findet sich bereits bei KOFFKA (1935, S. 13), der den vordergründig einleuchtenden Gegensatz von qualitativer und quantitativer Untersuchung grundsätzlich in Frage stellt.

Die unbefangene Bezugnahme auf Einzelfälle ist im populären Schrifttum sehr häufig zu finden. Einzelne Ereignisse werden als charakteristisch oder als typisch hervorgehoben, etwa als Ausdruck des Zeichens der Zeit gesehen. Auch in Teilen des soziologischen Schrifttums und in der Ethnologie wird vielfach explizit oder implizit mit Existenzhypothesen gearbeitet, worauf etwa unter methodologischen Gesichtspunkten neustens

BARTON und LAZARSELD weisen: daß etwa Eskimos ihre Ehefrauen ohne jede Eifersucht Besuchern leihweise überlassen, daß die Bewohner der Fidschi-Inseln ihre alternden Häuptlinge töten, sind Aussagen, deren quantitative Häufigkeit als unerheblich empfunden wird, solange es sich nicht um abnorme Einzelfälle, sondern um Sachverhalte handelt, die den Normvorstellungen wenigstens eines Teils der Bevölkerung entsprechen.

Für **reine** Existenzhypothesen sind wir hinsichtlich der Anzahl vielfach mit Recht noch anspruchsloser: als Beispiel mag hier die Autobiographie von Helen KELLER dienen. Helen KELLER war ein taubstumm und blindes Mädchen, die durch ihr eigenes Leben den Nachweis führte, daß auch jemand, der blind und taubstumm ist, Kontakte zur Außenwelt aufnehmen, lesen und schreiben lernen, sich in Grenzen wissenschaftlich bilden und sogar Bücher schreiben kann. Dieses in der Literatur hervorragend dokumentierte Beispiel kann als guter Beleg für die Brauchbarkeit eines solchen Denkansatzes gelten.

### Die Rolle des Einzelfalls in der.gestalttheoretischen Forschung

Aus gestalttheoretischer Sicht sind für Rolle und Bedeutung des Einzelfalls drei Aspekte wichtig.

1) In den grundlegenden gestalttheoretischen Untersuchungen geht es zu einem wesentlichen Teil um klare und einfache Sachverhalte, deren sprachliche und/oder optische Darstellung unmittelbar überzeugend wirkt (für neue Beispiele vgl. KANIZSA 1979): Den Autoren schienen hier quantitative Belege weitgehend entbehrlich.

Daß sich räumlich benachbarte Figuren bevorzugt zu Einheiten zusammenschließen, durchgehende Kurven als Einheiten gesehen werden, Melodien bei Transposition in eine andere Tonart erhalten bleiben, obgleich alle einzelnen Töne gegenüber der Ausgangsmelodie verändert waren, alle diese Phänomene beeindruckten so unmittelbar den Autor wie auch den Leser, daß systematische Versuchsreihen zur Häufung unnötig erschienen. Ähnliches gilt auf weite Strecken für die Demonstrationsbeispiele etwa in METZGERS "Gesetze des Sehens" (1975).

Dabei wird zwar die erkenntnistheoretische Situation selten thematisiert (vgl. aber KÖHLER 1933), zumeist aber wohl stillschweigend davon ausgegangen, daß es nicht um Thematisierung oder Illustration, sondern um vollgültige Belege gehen soll. Gelegentlich hat METZGER (1952, S. 44) darauf hingewiesen, daß Quantifizierung kein notwendiges Kennzeichen einer wissenschaftlichen Aussage sei. An anderer Stelle der gleichen Arbeit heißt es:

"Es gibt in allen Bereichen des Seelischen so eindeutige, so schlagende Zusammenhänge, daß zahlreiche grundsätzliche Streitfragen durch rein qualitative Beobachtung klar entschieden werden können (1952, S. 151)".

2) Während die meisten Anhänger der Gestalttheorie diesen Sachverhalt selten ausdrücklich zum Thema gemacht haben, gibt es von Kurt LEWIN (1927, 1930, 1931) eine explizite Argumentation zur Rechtfertigung der Einzelfallanalysen gegenüber der zeitgenössischen Vorstellung zur Wissenschaft-

lichkeit eines Sachverhaltes gehöre es, daß

„.... er wiederholt **auftritt** und damit von sich aus *eine* gewisse Beharrlichkeit und Festigkeit dokumentiert" (LEWIN 1930, S. 427).

LEWIN macht diese Denkweise von der grundsätzlichen Notwendigkeit der Häufung ähnlicher Fälle zum Nachweis der Wissenschaftlichkeit eines Ergebnisses an der "aristotelischen Denkweise" fest und stellt ihr die "galileische Denkweise" gegenüber, bei der für den Nachweis der Existenz eines Sachverhaltes grundsätzlich ein Einzelfall genügt.

"Ist die Gesetzmäßigkeit nicht mehr auf jene Fälle beschränkt, die regelmäßig oder häufig vorkamen, sondern ist sie *eine* Eigentümlichkeit jedes physikalischen Geschehens, so entfällt die Notwendigkeit, die Gesetzmäßigkeit eines Geschehens auf Grund eines besonderen Kriteriums (nämlich dem der Häufigkeit des Vorkommens) jeweils nachzuweisen. Auch ein "Einzelfall" also ist dann ohne weiteres als gesetzlich aufzufassen. Historische Seltenheit ist kein Gegenargument, historische Häufigkeit kein Beweis für Gesetzmäßigkeit, weil der Begriff der Gesetzmäßigkeit streng von dem der Regelmäßigkeit, der Begriff der Ausnahmslosigkeit des Gesetzes streng von dem Begriff der historischen Konsistenz (des "Immer") getrennt wird" (LEWIN 1930, S. 449f).

3) Der Denkansatz der gestalttheoretischen Untersuchungen war fast durchweg der der Allgemeinen Psychologie: die Merkmalsvariabilität und damit die differentiellen Gesichtspunkte spielten kaum eine Rolle. Nun sind in der Tat bei einfachen Demonstrationen von Gestaltgesetzen interindividuelle Unterschiede vernachlässigbar. Bei komplexeren Phänomenen muß man jedoch damit rechnen, daß es interindividuelle Unterschiede gibt, die nicht durch Mittelwerte überdeckt werden sollten.

Als Beispiel mag die Untersuchung von LOHAUS (1983) dienen:

LOHAUS hatte in einer methodenkritischen Arbeit unter anderem auch bei den gleichen Versuchsteilnehmern die Einstufung von vorgelegten Fotografien im Hinblick auf einerseits Sympathie und andererseits Selbstsicherheit erhoben und diese Werte anschließend miteinander korreliert.

Hier zeigt sich, daß die durchschnittliche Korrelation von  $r = .298$  nicht viel über den Sachverhalt aussagt, vielmehr die große interindividuelle Streuung dieser Korrelationen verdeckt: da gab es Versuchsteilnehmer, die die Beurteilung der Sachverhalte Selbstsicherheit und Sympathie nahezu unabhängig voneinander durchführen konnten, es gab andere, bei denen diese beiden Beurteilungen ein hohes Maß von Übereinstimmung hatten. LOHAUS weist mit Recht darauf hin:

".... daß dieser Wert in seiner Höhe ziemlich genau den Werten entspricht, die in weiten Bereichen der "Durchschnittspsychologie" gewöhnlich erhalten werden" (1983, S. 82).

Ähnlich konnte WORTMANN (1983) zeigen, daß kognizierte und faktisch praktizierte Durchsetzungsstrategien für manche Leute dasselbe sind, bei anderen Leuten hingegen das Repertoire an gedachten und faktisch durchgeführten Strategien hinsichtlich des gleichen Sachverhaltes höchst unterschiedlich ist.

Eine notwendige Konsequenz heißt daher in diesem Fall nicht nur bei der Anlage und Durchführung der Untersuchung auf die Phänomene der Beteiligten Rücksicht zu nehmen, sondern auch bei der Darstellung der Ergebnisse stärker auf die Variabilität und die Verteilung der Einzelfälle einzugehen und nicht nur Mittelwerte und gegebenenfalls deren. Vergleiche zu diskutieren.

## 7. Wahl der Analyseebene und der Beschreibungseinheit

Es gibt im wissenschaftlichen Forschungsprozeß viele selektive Vorentscheidungen, die das weitere Vorgehen und die Ergebnisse beeinflussen. Diese notwendigen und im allgemeinen unvermeidlichen Komplexitätsreduktionen können durch die Einführung von Ordnungsgesichtspunkten, also der Strukturierung erfolgen oder aber durch die Fokussierung auf Teilsachverhalte, also durch Segmentierung. Wesentliche Teile der Reduktion durch Segmentierung lassen sich unter formalen Gesichtspunkten als Wahl der Analyseebenen und der Beschreibungseinheiten kennzeichnen.

### 7.1. Hierarchische und chronologische Analyseebenen

Die Wahl der Analyseebene ist eine der zentralen und doch häufig unthematisch bleibenden Vorentscheidungen im Forschungsprozeß. In der Regel wählt der Forscher die Analyseebene: ganz allgemein kann man zunächst einmal *chronologisch* und *hierarchisch* strukturierte Analyseebenen unterscheiden.

Dies läßt sich etwa an den Untersuchungen von v. CRANACH 1980 et.al. deutlich machen, die im Rahmen handlungstheoretischer Untersuchungen beide Strukturierungsmöglichkeiten verwenden: wenn man die Organisation einer Fahrt mit dem Kraftwagen bei vorgegebenem Anfangs- und Endpunkt unterteilen will, kann man den zeitlichen Verlauf des Ereignisses als Analyseebene wählen, aber auch den hierarchischen Aufbau der Organisation der einzelnen Handlungsschritte. In der Handlungstheorie ist letztere Verfahrensweise besonders häufig.

In beiden Fällen kann man etwa mit BRONFENBRENNER (1981) bei Denkmodell und Datenerhebung unterschiedliche Bereichsgrößen wählen. BRONFENBRENNER unterscheidet hier zwischen Mikro-, Meso-, Exo- und Makro-Systemen. So kann etwa bei der Wahl der Analyseebenen je nach der zeitlichen Erstreckung der gleiche. Konstrukt-Begriff sehr unterschiedliche Sachverhalte erfassen:

Man kann etwa in der Affiliationsforschung das Affiliationsbedürfnis im kurzzeitigen Experiment als eine nur wenige Sekunden dauernde Gefühlsregung definieren, die einen Versuchsteilnehmer dazu veranlaßt, lieber allein als mit anderen eine unangenehme Wartezeit zu überbrücken (in dem klassischen SCHACHTER-Experiment ist dies die undiskutierte Prämisse).

Man kann stattdessen in *mittleren* Zeiträumen denken, etwa in Wochen oder Tagen: So könnte man etwa anhand von systematischen Tagebuchaufzeichnungen überprüfen, in welchem Ausmaß

die konzentrierte Arbeitsleistung an einem Thema durch ein immer wieder auftauchendes Affiliationsbedürfnis beeinträchtigt wird.

Und man könnte drittens, über den ganzen Lebenslauf hinweg oder aber doch über wesentliche Teile desselben untersuchen, welche Rolle das Affiliationsbedürfnis für die Strukturierung langfristigen Handelns spielt.

Ganz allgemein wird man sagen können, daß in der experimentell-psychologischen Forschung die Reduktion auf kurzzeitige Denkmodelle vorherrscht. So wünschenswert es generell auch wäre, daß es mehr längerfristige Denkmodelle in der Psychologie geben möge: es ist sicher eine Fehlinterpretation zumindest des Methodenverständnisses einer gestalttheoretisch orientierten Psychologie, daß die Entscheidung für Ganzheitlichkeit auch eine Vorentscheidung für die größtmögliche zeitliche Erstreckung oder inhaltlich größtmögliche Breite sein müsse. Daß eine solche Auffassung zumindest bei den Gestalttheoretikern der ersten und zweiten Forschergeneration selbst nicht bestand, lehrt jeder Blick auf einschlägige experimentelle Arbeiten: so hat WERTHEIMER in seiner berühmten Arbeit von 1912 keineswegs die größtmögliche Bereichserweiterung angestrebt, sondern eine Fülle von Variablen schlichtweg ignoriert. Er hat

- vom raumzeitlichen Kontext der Versuchsteilnehmer
- von den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen
- den individuellen Vorkenntnissen der Versuchsteilnehmer
- von den individuellen Erwartungen der Versuchsteilnehmer

völlig abstrahiert und sich ausgesprochenermaßen auf eine zeitlich und gedanklich sehr enge Analyseebene beschränkt. Ähnliches gilt für einen großen Teil einschlägiger empirischer Arbeiten: gestalttheoretische Orientierung von Forschung heißt nicht grenzenlose Bereichserweiterung, weder zeitlich noch inhaltlich. Dagegen mag es häufig notwendig und fast immer wünschenswert sein, die Wahl der Analyseebene zu thematisieren, gegebenenfalls zu rechtfertigen und dabei auch darüber nachzudenken, welche Konsequenzen die Wahl der Analyseebene für die Experimente, ihre möglichen Ergebnisse und ihre Brauchbarkeit haben kann.

In *geeigneten* Fällen mögen qualitative Erkundungsexperimente, bei denen der Versuchsteilnehmer die für ihn relevante Analyseebene benennt und begründet, hilfreich sein. Einstweilen sind dergleichen Vorversuche vermutlich selten, und es wird vor allem kaum je darüber berichtet.

### 7.2. Wahl und Definition der Beschreibungseinheit

Sie ist ebenfalls häufig, aber keinesfalls notwendigerweise Sache des Forschers. Die Wahl der Beschreibungseinheiten ist der der Analyseebene nachgeordnet: nach Vorgabe der Analyseebene sind im allgemeinen nur noch Beschreibungseinheiten innerhalb dieser möglich. Durch die Wahl der Beschreibungseinheiten wird ebenfalls der Bereich definiert, in dem Ergebnisse zu erwarten sind. So schließt etwa die Vorgabe oder Nichtvorgabe von Kategorien bestimmte Ergebnisse aus, gibt bestimmten Phänomenen eine größere Chance

und dergleichen. Dies gilt für Fragebogen und strukturierte Interviews ebenso wie für viele Datenerhebungssituationen in experimentellen Anordnungen.

Es gilt aber auch für Phänomenberichte, die durch vorherige Instruktion, Fragestellung und/oder das Verhalten des Versuchsleiters beim Bericht selbst gesteuert werden.

Besonders verheerend wirkt sich die Vorgabe von Beschreibungseinheiten aus, wenn sehr enge Beschreibungseinheiten vorgegeben werden, die Ergebnisse aber anschließend so interpretiert werden, als handele es sich um freie Willensentscheidungen der Versuchsteilnehmer.

So waren in den berühmten MILGRAM-Experimenten die Teilnehmer in ihrem Handeln auf die einfache Alternative "Weitermachen" oder "Aufhören" reduziert; der plausible und naheliegende Ausweg, die Angelegenheit vernünftig mit dem Versuchsleiter zu diskutieren und dabei noch wesentliche weitere Informationen über den Sachverhalt einzuholen, war im Design nicht vorgesehen. Zumindest die vulgäre Rezeption der MILGRAM-Experimente geht dabei davon aus, die Wahl von einer von zwei vorgegebenen Alternativen nachträglich als freie Willensentscheidung der Versuchsteilnehmer umzuinterpretieren. Ihnlich reduzierte Entscheidungsräume durchziehen weite Teile der Sozialpsychologie. Hier wird die Tatsache der Reduktion anschließend bei der Diskussion der Ergebnisse zumeist außer Acht gelassen.

Auch hier würde eine gestalttheoretisch orientierte Vorgehensweise nichtfordern, möglichst große Beschreibungseinheiten zu wählen, etwa alle nur möglichen Beschreibungseinheiten vorzugeben oder aber grundsätzlich auf ihre Vorgabe zu verzichten. Wiederum aber wäre es nützlich - und gelegentlich unerlässlich die Wahl der Beschreibungseinheiten zu thematisieren, zu begründen und auch auf die Konsequenzen zu achten, die für die Interpretation der Ergebnisse aus dieser Vorentscheidung resultieren. Auch hier sind vorherige Erkundungsversuche häufig sinnvoll, um die von den Versuchsteilnehmern gewählten und spontan vorhandenen Beschreibungseinheiten einzubeziehen.

### 7.3. Die Wahl von Beschreibungseinheiten durch die Versuchsteilnehmer

Wenn es das Ziel des Forschers ist, die Ordnung und Weiterverarbeitung der Phänomenberichte möglichst dicht an den Phänomenen der Versuchsteilnehmer zu lassen, dann ist es oft möglich, noch einen Schritt weiter zu gehen und die Wahl der Beschreibungseinheit nicht durch den Experimentator vorzugeben, sondern durch den Versuchsteilnehmer selbst wählen zu lassen.

In diesem Zusammenhang ist etwa an G.A. KELLY (1955) zu erinnern, der nicht nur theoretisch der Auffassung ist, daß jeder von uns seine eigenen Konstrukte besitzt und danach seine Welt konstruiert, sondern der auch Verfahrensweisen vorgeschlagen hat, die je persönlichen Konstrukte des einzelnen Individuums zu erfassen.

Auch wenn man in einem Experiment die Kategorien eines Antwortsystems als Forscher selbst vorgibt, kann man oft mit Vorteil die nähere Organisation der Beantwortung dem Versuchsteilnehmer selbst überlassen.

So konnte etwa LOHAUS (1982) in der oben bereits erwähnten Arbeit auch bei einem streng psychometrisch aufgebauten Erfassungsverfahren zeigen, daß individuenzentrierte Datenerfassung, bei denen die Teilnehmer selbst die Anzahl der Stufen einer Einordnungsskala individuell wählen konnten, Daten mit höherer Reliabilität und Homogenität und höherem Informationsgehalt lieferten, als eine Vergleichsgruppe, der die Einstufungsskalen vorgegeben waren. In einem Fall (kurriere A) wurden den Teilnehmern drei-, fünf-, sieben- und neunstufige Skalen zur Einordnung von Fotografien hinsichtlich vorgegebener und gewählter Dimensionen vorgegeben. In der Parallelgruppe durften die Versuchsteilnehmer die Stufenanzahl nach eigenem Ermessen wählen.

So können restriktive Vorgaben von Beschreibungssystemen, die ohne Berücksichtigung der tatsächlichen Phänomene der Teilnehmer zustandekommen, unter bestimmten Bedingungen zur Senkung der Präzision von Resultaten beitragen. Dieses Ergebnis steht im Gegensatz zu den expliziten und impliziten Annahmen der meisten quantitativ arbeitenden Psychologen. Hier ist es vielmehr weitgehend üblich, gewissermaßen selbstverständlich davon auszugehen, daß eine stärkere Berücksichtigung der Phänomene der Untersuchten zur *Reduktion* der Präzision der Ergebnisse führen muß. Zweifellos ist ein individuenzentrierter Ansatz zumeist mit höherem Auswerteaufwand verknüpft. Es hängt daher von den Erkenntniszielen ab, ob man diesen erhöhten Aufwand, der sich jedoch gerade bei der Nutzung neuerer Auswertetechnologien in Grenzen hält, treiben will oder muß.

Eine weitere Möglichkeit, den Abstand zwischen Phänomen und Phänomenbericht möglichst gering zu halten, besteht darin, die Erstellung von Auswertekategorien und die Einordnung von Versuchsergebnissen in diese Kategorien den Versuchsteilnehmern selbst zu überlassen: wenn bei einem Experiment verbale Daten anfallen, dann sind unter manchen Bedingungen ja die Teilnehmer selbst, von denen diese Daten stammen, die besten Spezialisten für die schwierige Aufgabe, verbale Aussagen zu ordnen, unter Oberbegriffe zu sammeln oder in anderer Weise zu organisieren.

So hat etwa WORMANN (1983) zeigen können, daß bei der empirischen Untersuchung von Durchsetzungsstrategien mit Hilfe von Rollenspielen durchaus leidlich reliable Aussagen entstehen, wenn die Teilnehmer selbst die Einordnung der Strategien in die Kategorien vornehmen. Diese Verfahrensweise, von WORMANN *subjektive Inhaltsanalyse* genannt, hat methodisch den Vorteil, von den Voreinstellungen und Erwartungen des Forschers und Versuchsleiters weitgehend unabhängig zu sein.

Gestalttheoretisch orientierte Forschung ist unter dem Blickwinkel der Wahl von Analyseebenen und Beschreibungseinheiten danach nicht der Versuch, das gewissermaßen objektiv-denkbare Gesamtfeld zu erfassen (zwar weiß ich viel, doch will ich alles wissen). Auch die grundsätzliche und einseitige Zentrierung auf die subjektive Sichtweise des Versuchsteilnehmers ist nicht ein gestalttheoretisches Desiderat. Auswahl und Begrenzung sowohl der Analyseebene als auch der Beschreibungseinheit ist sinnvoll und unumgänglich, aber sie bedarf der Explizierung und der Begründung. Ferner sollten die Konsequenzen sichtbar gemacht werden, welche damit verbunden sind. Und schließlich ist im Sinne eines Perspektivenwechsels, eines mehrphasigen Forschungsansatzes auch der Wechsel zwischen Analyseebenen und Beschreibungseinheiten innerhalb eines Forschungsprogrammes sinnvoll, in vielen Fällen unerlässlich.



## Zusammenfassung

Ausgangspunkt ist die Rekonstruktion der in gestalttheoretischer Forschung enthaltenden Methodologie. Es wird versucht, zwei Herangehensweisen (phänomenologische und experimentelle), die sonst in der Tradition psychologischer Forschung meist getrennt diskutiert werden, miteinander zu verbinden. Dabei wird ein Phasenmodell von Forschung vorgeschlagen, das von Forschungsprogrammen ausgeht und den Wechsel zwischen phänomenologisch-deskriptivem und hypothesenprüfend-explikativem Vorgehen in den Vordergrund stellt. Da für das experimentelle Vorgehen ein relativ fester und expliziter Regelkanon existiert, liegt der Schwerpunkt auf der Anleitung zur Erhebung und dem Umgang mit phänomenalen Daten. Wichtige Stichworte sind hier: die Wahl von Analyse-Ebenen und Beschreibungseinheiten, die Rekonstruktion von Einzelfällen, Phänomenbeobachtung und Phänomenbeschreibung.

## Summary

Starting-point is the reconstruction of methodology in Gestalt theoretical research. Phenomenological and experimental approaches which in psychological research traditionally are discussed separately are combined. Based upon the concept of research programs, a phase-model of research is proposed which accentuates the continual alternation between phenomenological-descriptive and hypothesis testing advance. Since a relative solid and explicit canon of rules has been established for experimental proceeding, emphasis is laid upon an introduction and guidance for the gathering and treatment of phenomenal data. Important key-words are: level of individual cases, phenomenon observation and phenomenon description.

## Literatur

- BALMER, H.: Objektive Psychologie - verstehende Psychologie. Perspektiven einer Kontroverse. In: H. BALMER (Hrsg.): Die europäische Tradition. Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band 1, 117-155 (München/Zürich 1976).
- BANNISTER, D. & F. FRANSELLA: Der Mensch als Forscher (Münster 1981).
- BARKER, R.C.: Ecological psychology (Stanford 1968).
- BARTON, A.H. & P.F. LAZARFELD: Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: C. HOPF und E. WEINGARTEN (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung, 41-248 (Stuttgart 1979).
- BERTALANFFY, L.: Biophysik des Fließgleichgewichts (Braunschweig 1953).
- BISCHOF, N.: Erkenntnistheoretische Grundlagenprobleme der Wahrnehmungspsychologie. In: W. METZGER (Hrsg.): Wahrnehmung und Bewußtsein. Handbuch der Psychologie, Band 1/1, 21-78 (Göttingen 1966).
- BISCHOF, N.: ARISTOTELES, GALILEI, Kurt LEWIN - und die Folgen. Bericht über den 32. Kongreß der deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich 1980, Bd. 1, 17-48 (Göttingen 1981).

- BOLLNOW, O.F.: Das Wesen der Stimmungen (Frankfurt 1956).
- BORING, E.G.: A history of introspection. Psychological Bulletin 50, 169-188 (1953).
- BOWERS, K.S.: Situationism in psychology: An analysis and a critique. Psychological Review 80, 307-336 (1973).
- BREDEKAMP, J.: Experiment und Feldexperiment. In: C.F. GRAUMANN (Hrsg.): Sozialpsychologie. Handbuch der Psychologie, Bd. 7/1, 332-374 (Göttingen 1969).
- BRONFENBRENNER, U.: Die Ökologie der menschlichen Entwicklung (Stuttgart 1981).
- BROWN, C.W. & E.E. GHISELLI: Scientific method in psychology (New York 1955).
- BRÜCKERHOFF, A.: Vertrauen. Versuch einer phänomenologisch-idiographischen Näherung an ein Konstrukt. Dissertation (Münster 1982).
- BRUNSWIK, E.: Wahrnehmung und. Gegenstandswelt (Leipzig 1934).
- BRUNSWIK, E.: Experimentelle Psychologie in Demonstrationen (Wien 1935).
- BÜHLER, K.: Die Krise der Psychologie (Stuttgart 1927).
- CARLSON, R.: Where is the person in personality research? Psychological Bulletin 75, 203-219 (1971).
- CARTWRIGHT, D.: LEWINian theory as a contemporary systematic framework. In: S. KOCH (ed.): Psychology: A study of a science, Vol. 2, 7-91 (New York 1959).
- COHEN, J.: The concepts of power analysis. Statistical power analysis for the behavioral sciences (New York 1969).
- COOK, T.D., J.R. BEAN, B.J. CALDER, R. FREY, M.L. KROVERTT & C.R. REISMAN: Demand characteristics and three conceptions of the frequently deceived subject. Journal of Personality and Social Psychology 14, 185-194 (1970).
- COOK, T.D. & D.T. CAMPBELL: Quasi-experimentation (Chicago 1979).
- v. CRANACH, U. KALBERMATTEN, K. INDERMÜHLE & B. GUGLER: Zielgerichtetes Handeln (Bern 1980).
- DEMBO, T.: Der Ärger als dynamisches Problem. Psychologische Forschung 15, 1-144 (1931).
- DEUTSCH, M.: Field theory in social psychology. In: G. LINDZEY (ed.): Handbook of social psychology Vol. I, theory and methods, 181-222 (Cambridge 1954).
- DEUTSCH, M.: Cooperation and trust: Some theoretical notes. In: R.J. MARSHALL (ed.): Nebraska Symposium an Motivation, 275-319 (London 1962).
- DÖRNER, D.: Problemlösen als Informationsverarbeitung (Stuttgart 1976).
- EDWARDS, A.L.: Experimental design in psychological research (New York 1964).
- v. EHRENFELS, C.: Über Gestaltqualitäten. Vierteljahresschrift für Wissenschaftliche Philosophie 14 (1890).
- ENDLER, N.S. & D. MAGNUSSON: Interactional psychology and personality (New York 1976).
- EKEHAMMAR, B.: Interactionism in personality from a historical perspective. Psychological Bulletin 81, 1026-1048 (1974).
- ERICSSON, A.A. & H.A. SIMON: Verbal reports as data. Psychological Review 87, 215-251 (1980).
- ERIKSON, E.H.: Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit. Psyche 1-31 und 112-139 (1953).
- FEGER, H. & C.F. GRAUMANN: Beobachtung und Beschreibung von Erleben und Verhalten. In: Enzyklopädie der Psychologie. Datenerhebung, Band 2, 76-134 (Göttingen 1983).
- FEIGL, H.: The "mental" and the "physical". In: H. FEIGL, M. SCRIVEN & M. MAXWELL (eds.): Minnesota Studies in the Philosophy of Science 2, (1958).
- FILLENBAUM, S.: Prior information and subsequent experimental performance: The "faithful" subject. Journal of Personality and Social Psychology 14, 185-194 (1970).
- FISCHER, G.H.: Einführung in die Theorie psychologischer Tests (Bern 1974).
- FRIEDRICHS, J.: Methoden empirischer Sozialforschung (Reinbek 1973).

GALLI, G.: Methodologische Grundsätze zur Erforschung des phänomenalen Ich. Psychologische Beiträge 15, 550-574 (1973).

GIBSON, J.J.: The perception of the visual world (Boston 1950).

GIBSON, J.J.: The senses considered as perceptual systems (Boston 1966).

GIBSON, J.J.: The ecological approach to visual perception (Boston 1979).

GNIECH, G.: Störeffekte in psychologischen Experimenten (Stuttgart 1976).

GRAUMANN, C.F.: Person und Situation. In: U. LEHR & F. WEINERT (Hrsg.): Entwicklung und Persönlichkeit (Stuttgart 1975).

GRAUMANN, C.F.: Ökologische Perspektiven in der Psychologie (Bern 1978). GRAUMANN, C.F.: Einführung in den Band 4 "Feldtheorie" der Kurt-LEWIN-Werkausgabe (KlW) (Bern 1982).

GRAUMANN, C.F. & A. METRAUX: Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In: K. SCHNEEWIND (Hrsg.): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie (München/Basel 1977).

GROEBEN, N.: Widersprüchlichkeit und Selbstanwendung: Psychologische Menschenbildannahmen zwischen Logik und Moral. Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 267-273 (1979).

GROEBEN, N. & B. SCHEELE: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts (Darmstadt 1977).

GROEBEN, N. & H. WESTMEYER: Kriterien psychologischer Forschung (München 1975).

HARRE, R.: Some remarks on "rule" as scientific concept. In: T. MISCHEL (ed.): Understanding other persons, 143-184 (Bristol 1974).

HECKHAUSEN, H.: Allgemeine Psychologie in Experimenten (Göttingen 1969).

HEIDER, F.: The psychology of interpersonal relations (New York 1958).

HERRMANN, T.: Der Methodendualismus in der Psychologie. Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 5, 182-192 (1957).

HERRMANN, T.: Die phänomenologische als eine kritische Methode. Acta Psychologica 19, 522-527 (1961).

HERRMANN, T.: Ganzheitspsychologie und Gestalttheorie. In: H. BALMER (Hrsg.): Die empirische Tradition. Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band 1, 573-658 (Zürich 1976 a).

HERRMANN, T.: Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme (Göttingen 1976 b).

HERRMANN, T.: The philosophy of psychological science in the Federal Republic of Germany. German Journal of Psychology 2, 320-334 (1978).

HERRMANN, T.: Psychologie als Problem (Stuttgart 1979 a).

HERRMANN, T.: Die Tauglichkeit psychologischer Theorien. In: H. ALBERT & K.H. STAPF (Hrsg.): Theorie und Erfahrung (Stuttgart 1979 b).

HERRMANN, T.: Ist die Reizkontrolliertheit des Menschen eine widersprüchliche Konzeption? Bemerkungen zu einem antibehavioristischen Argument. Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 274-275 (1979 c).

HERRMANN, T.: Schlußbemerkung: Ein Platz für behavioristische Theorien. Zeitschrift für Sozialpsychologie 10, 274-275 (1979 d).

HERRMANN, T.: Nützliche Fiktionen. Anmerkungen zur Funktion kognitionspsychologischer Theoriebildung. Sprache und Kognition 2, 88-89 (1983).

HOFSTÄTTER, P.R.: Die beiden Wissensbegriffe und die Psychologie. Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 2, 138-147 (1954).

HOLZKAMP, K.: Theorie und Experiment in der Psychologie. Eine grundlagenkritische Untersuchung (Berlin 1964).

HOLZKAMP, K.: Wissenschaft als Handlung (Berlin 1968).

HOLZKAMP, K.: Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten (Frankfurt 1972).

HOLZKAMP, K.: Grundlegung der Psychologie (Frankfurt 1983).

HUBER, H.P.: Kontrollierte Fallstudie. In: L.J. PONGRATZ (Hrsg.): Klinische Psychologie, Handbuch der Psychologie, Band 8/2, 1153-1199 (Göttingen 1978).

KAMINSKI, G. (Hrsg.): Umweltpsychologie (Stuttgart 1976).

KANIZSA, G.: Organization in vision (New York 1979).

KASTNER, P.: Zum Ahistorismus-Vorwurf gegenüber der Feldtheorie Kurt LEWINS. Gestalt Theory 4, 191-206 (1982).

KATZ, D.: Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung. Zeitschrift für Psychologie, Ergänzungsband 7 (1911).

KAUFMANN, L.: Perception (New York 1979).

KAUFMANN, R.: Kurt LEWIN. Une théorie du champs dans les science de l'homme (Paris 1968).

KEBECK, G.: Emotion und Vergessen - Aspekte einer Neuorientierung psychologischer Gedächtnisforschung (Münster 1982).

KEBECK, G.: Feldtheorie als Methodologie. Gestalt Theory 5, 247-266 (1983).

KEBECK, G. & A. LOHAUS: Versuchsergebnis und Versuchsleiterverhalten (in Vorbereitung).

KELLY, G.A.: A Theory of personality - The psychology of personal constructs (New York 1955).

KEMP, F.: GOETHE. Leben und Welt in Briefen (München 1978).

KÖHLER, W.: Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand (Braunschweig 1920).

KÖHLER, W.: Psychologische Probleme (Berlin 1933).

KÖHLER, W.: Dynamics in psychology (New York 1940).

KOFFKA, K.: Principles of gestalt psychology (New York 1935).

KÜLPE, O.: Über die Methoden der psychologischen Forschung. Internationale. Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 8, 1054-1070, 1219-1231 (1914).

KUHN, T.S.: The structure of scientific revolutions (Chicago 1962).

LACHMANN, R., J.L. LACHMANN & E.C. BUTTERFIELD: Cognitive psychology and information processing (Hillsdale 1979).

LANTERMANN, E.D.: Interaktionen. Person, Situation und Handlung (München 1980).

LEE, W.: Experimental design and analysis (San Francisco 1975).

LEWIN, K.: Die Erziehung der Versuchsperson zur richtigen Selbstbeobachtung und die Kontrolle psychologischer Beschreibungsangaben (1918). In: C.F. GRAUMANN (Hrsg.): Kurt-Lewin-Werkausgabe, Band 1, 153-211 (Bern 1981).

LEWIN, K.: Die Entwicklung der experimentellen Willenspsychologie und die Psycho-Pathologie (Leipzig 1929).

LEWIN, K.: Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie (1930). In: C.F. GRAUMANN (Hrsg.): Kurt-Lewin-Werkausgabe, Band 1, 233-278 (Bern 1981).

LEWIN, K.: Die psychologische Situation bei Lohn und Strafe (Leipzig 1931).

LEWIN, K.: Principles of topology (New York 1936).

LEWIN, K.: The conceptual representation and the measurement of psychological forces. Contributions of Psychological Theory 1, No. 4 (Durham 1938).

LEWIN, K.: Formalisation and progress in psychology. University of Iowa Studies. Studies in Child Welfare 16, No. 3, 7-42 (1940).

LEWIN, K.: Field theory of learning. Yearbook of the National Society for the Study of Education 41, 215-242 (1942).

LOHAUS, A.: Möglichkeiten individuumzentrierter Datenerhebung (Münster 1983).

LOHAUS, A. & G. KEBECK: Die experimentelle Situation aus der Sicht von Versuchsteilnehmer und Versuchsleiter. Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie 31, 84-100 (1984).

LUHMANN, N.: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität (Stuttgart 1973).

Mc GUIGAN, F.J.: Experimental psychology (Englewood Cliffs 1978').

Mc LEOD, R.B.: The phenomenological approach to social psychology. Psychological Review 54, 193 (1947).

MAGNUSSON, D. & N. ENDLER: Personality at the crossroads: Current issues in interactional psychology (Hillsdale 1977).

MASLING, J.: Role related behavior of the subject and psychologist and its effects upon psychological data. Nebraska Symposium on motivation 14, 67-103 (1986).

MERTENS, W.: Sozialpsychologie des Experiments. Das Experiment als soziale Interaktion (Hamburg 1975).

METZGER, W.: Das Experiment in der Psychologie. Studium Generale 5, 142-163 (1952).

- METZGER, W.: Psychologie. Die Entwicklung ihrer Grundannahmen seit der Einführung des Experiments (Darmstadt 1954).
- METZGER, W.: Grundbegriffe der Gestaltpsychologie. Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendung 13,3-15 (1954).
- METZGER, W.: Der Geltungsbereich gestalttheoretischer Ansätze. Bericht über den 25. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Münster 1966, 13-24 (Göttingen 1967).
- METZGER, W.: Gestalttheorie und Gruppendynamik. Gruppendynamik 5, 311-331 (1975 a).
- METZGER, W.: Gesetze des Sehens (Frankfurt 1975<sup>1</sup>)).
- MISCHEL, W.: Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality. Psychological Review 80,252-283 (1973). MOSER, H.: Methoden der Aktionsforschung (München 1977).
- MURCH, G.H. & G.L. WOODWORTH: Wahrnehmung (Stuttgart 1978).
- NEISSER, U.: Cognitive Psychology (New York 1967).
- NEISSER, U.: Cognition and Reality (San Francisco 1976).
- NISBETT, R.E. & T.D. WILSON: Telling more we can know: Verbal reports an mental processes. Psychological Review 84,231-259 (1977).
- PFÄNDER, A.: Psychologie der Gesinnungen, Band 1 (Halle 1922), Band 2 (Halle 1930).
- PLESSNER, H.: Das Werk Edmund HUSSERLs. In: Zwischen Philosophie und Gesellschaft: Phänomenologie, 43-66 (Frankfurt 1979).
- ORNE, M.T.: The nature of hypnosis: artifact and essence. Journal of Abnormal and Social Psychology 58,277-299 (1959).
- ORNE, M.T.: On the social psychology of the psychological experiment: With particular reference to demand characteristics and their implications. American Psychologist 1,776-783 (1962).
- PALERMO, D.S.: Is a scientific revolution taking place in psychology? Science Studies 1,135-155 (1971).
- PRIBRAM, K.H.: Languages of the brain. (Englewood Cliffs 1971).
- PRIBRAM, K.H.: Towards a holomic theory of perception. In: S. ERTEL, L. KEMMLER & M. STADLER (Hrsg.): Gestalttheorie in der modernen Psychologie, 161-186 (Darmstadt 1975).
- RAUSCH, E.: Struktur und Metrik figural-optischer Wahrnehmung (Frankfurt 1952).
- RAUSCH, E.: Selbstdarstellung. In: L. PONGRATZ, W. TRAXEL & E.G. WEHNER (Hrsg.): Psychologie in Selbstdarstellungen, Band 2, 211-255 (Bern 1979). RAUSCH, E.: Bild und Wahrnehmung (Frankfurt 1982).
- REASON, P. & J. ROWAN: Human inquiry (Chicester 1981).
- ROSENTHAL, R. & R.C. ROSNOW: Artefact in behavioral research (New York 1969). SADER, M.: Lautheit und Lärm. Gehörpsychologische Fragen der Schall-Intensität (Göttingen 1966).
- SADER, M.: Rollentheorie. In: C.F. GRAUMANN (Hrsg.): Sozialpsychologie. Handbuch der Psychologie, Band7/1,204-231 (Göttingen 1969). SADER, M.: Psychologie der Persönlichkeit (München 1980).
- SADER, M.: Rollenspiel und Realität. Gruppendynamik 3,241-253 (1983).
- SCHEELE, B. & N. GROEBEN: Zur Rekonstruktion von subjektiven Theorien mittlerer Reichweite. Bericht aus demPsychologischen Institut der Universität Heidelberg. Diskussionspapier Nr. 18 (1979 ; 1980').
- SCHULER, H.: Ethische Probleme psychologischer Forschung (Göttingen 1980).
- SCHULZ, T., K.P. MUTHIG & K. KOEPLER: Theorie, Experiment und Versuchsplanung in der Psychologie (Stuttgart 1981).
- SCHWERMER, J.: Die experimentelle Willenspsychologie Kurt LEWINS (Meisenheim 1966).
- SEEGER, F.: Relevanz und Entwicklung der Psychologie (Darmstadt 1977).<sup>4</sup>
- SELG, H.: Einführung in die experimentelle Psychologie (Stuttgart 1975).
- SOLLE, R.: Der feldtheoretische Ansatz. In: C.F. GRAUMANN (Hrsg.): Sozialpsychologie, Handbuch der Psychologie, Band 7/1, 133-179 (Göttingen 1969).

- STADLER, M., F. SEEGER & A. RAEITHEL: Psychologie der Wahrnehmung (München 1975).
- THOLEY, P. Erkenntnistheoretische und systemtheoretische Grundlage der Sensorik aus gestalttheoretischer Sicht. Sportwissenschaft 10,7-35 (1980).
- TOLMAN, E.C.: Purposive behavior in animals and men (New York 1932).
- TREIBER, B. & N. GROEBEN: Vorarbeiten zu einer reflexiven Sozialtechnologie. In: P. ZEDLER & H. MOSER (Hrsg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung, 163-209 (Opladen 1983).
- VÖLKER, U.: Grundlagen der Humanistischen Psychologie. In: U. VÖLKER (Hrsg.): Grundlagen der humanistischen Psychologie, 13-37 (Weinheim 1980).
- WARREN, N.: Is a scientific revolution taking place in psychology? Doubts and reservations. Science Studies 1,407-413 (1971).
- WEINGARTEN, E., F. SACK & J. SCHENKEIN: Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. (Frankfurt 1976).
- WELLEK, A.: Die Polarität im Aufbau des Charakters (Bern 1950).
- WELLEK, A.: Verstehen, Begreifen, Erklären. Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie 1, 393-409 (1952/53).
- WELLEK, A.: Ganzheitspsychologie und Strukturtheorie - Zehn Abhandlungen zur Psychologie und philosophischen Anthropologie (Bern 1955).
- WELLEK, A.: Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie (Göttingen 1959).
- WERTHEIMER, M.: Experimentelle Studien über das Sehen von Bewegung. Zeitschrift für Psychologie 61,161-265 (1912).
- WESTMEYER, H.: Die rationale Rekonstruktion einiger Aspekte psychologischer Praxis. In: H. ALBERT & K.H. STAPF (Hrsg.): Theorie und Erfahrung, 139-161 (Stuttgart 1979).
- WESTMEYER, H.: Zur Paradigmadiskussion in der Psychologie. Bericht über den 32. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Zürich 1980, Band 1, 115-126 (Göttingen 1981).
- WINER, B.J.: Statistical principles in experimental design (New York 1962).
- WITTE, W.: Zur Wissenschaftsstruktur der psychologischen Optik. Psychologische Beiträge 6,451-462 (1962)..
- WORTMANN, K.H.: Alltagspsychologie der sozialen Durchsetzung. Dissertation (Münster 1983).
- WOTTAWA, H.: Psychologische Methodenlehre (München 1977).
- UNDERWOOD, B.J.: Psychological research (New York 1957).
- ZEDLER, P. & H. MOSER (Hrsg.): Aspekte qualitativer Sozialforschung (Opladen 1983).
- ZYMN, G.H.: Method in experimental psychology (New York 1961).

## Anschrift der Verfasser:

Dr. Günther KEBECK Prof.  
 Dr. Manfred SADER  
 Psychologisches Institut  
 der Universität Münster  
 Abteilung für Persönlichkeitsforschung  
 Lazarettstr. 23  
 4400 Münster